Nr. 52 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 3. März 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlo. Anzeigen unter Text 0.60 Zlo. von außerhalb 0.80 Zlo. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 3. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Der Sejm fordert Aufklärung

Eine Anfrage an die Regierung — Pilsudski soll die diebischen Offiziere und Kriegsminister nennen — Verschärfte Kampfansage an die Regierung

Warschau. Die Rede des Kriegsministers Pilsudski im Senat, wobei er auf die Verwendung der Gelder des Militärbudgets für Korruptionszwecke von Abgeordneten hervorhob, hat in Sejmkreisen einen Sturm der Entrüstung entfacht. Die Opposition fordert Aufklärung darüber, welche Kriegsminister es waren, die den Militäretat zu Korruptionszwecken an Abgeordnete verschwendeten.

Die polnischen Sozialisten brachten einen Antrag ein, der vom Abgeordneten Zulawski im Namen der gesamten Linksopposition begründet wurde und in dem es heißt, daß es außerordentlich merkwürdig sei, daß Pilsudski die verbrecherischen Kriegsminister und Abgeordneten nicht beim Namen genannt habe. Da auch die früheren Kriegsminister Offiziere gewesen waren und auch heute noch dem Heere angehören, sei es vollkommen unverständlich, warum er nicht von seinem Recht als Minister Gebrauch mache und die Namen des oder gar der Schuldigen nenne und deren Festnahme veranlasse, damit die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen kann.

Der Antrag wurde durch den Sejmmarschall angenommen, wobei er feststellte, daß die Oberste Kontrollkammer eine Institution des Sejms sei, vor welcher das Kriegsministerium Rechenschaft ablegen müsse, um welche Unterschlagungen es sich handelt.

Auch die Nationaldemokraten brachten einen ähnlichen Antrag ein, der darüber Aufklärung verlangt, wen der Kriegsminister und Marschall Pilsudski gemeint habe.

Die Anträge, die die Form von Interpellationen haben, fordern von der Regierung baldige Aufklärung über die Anschuldigungen, damit die Täter auch zur Verantwortung gezogen werden können.

Die Regierungspresse nennt die Anträge der Opposition eine neue Provokation der Regierung, die im geeigneten Moment wissen werde, wie sie mit dem Sejm zu verfahren habe. Die Opposition will ihre Kampfmaßnahmen fortsetzen und die Regierung zwingen, eine Entscheidung herbeizuführen.

Die Koalitionsverhandlungen gescheitert

Die Volkspartei lehnt die Vorschläge des Reichskanzlers ab

Berlin. Ueber die gescheiterten Koalitionsverhandlungen unter Einschluß des Zentrums wird eine amtliche Mitteilung herausgegeben, in der es heißt, nach der Erklärung des Abgeordneten Scholz mußte der Reichskanzler am Schlusse der Aussprache feststellen, daß der Versuch zur Schaffung der großen Koalition im Reich zur Zeit als gescheitert anzusehen sei und er nun weitere Schritte nach dieser Richtung nicht mehr unternehmen werde. Die Reichsregierung werde wie bisher gegenüber Anträgen von Parteien, die sie nicht verantworten könne, ihre ablehnende Haltung auf alle Konsequenzen hin klar zum Ausdruck bringen. Der Reichskanzler wird dem Reichspräsidenten über den Ausgang der Verhandlungen Bericht erstatten.

•

Berlin. Nur wenige Blätter nehmen zum Scheitern der Verhandlungen über die Bildung einer großen Koalition im Reich Stellung. Man wartet ab, welche Schritte der Reichskanzler nach der Rücksprache mit dem Reichspräsidenten unternehmen wird. Die „Germania“ sagt, die Umstände, unter denen Dr. Scholz den Vorschlag des Reichskanzler abgelehnt habe, ließen keinen Zweifel daran, daß der D. V. P. gegenwärtig der ernste Wille fehle, die Reichsregierung zu sachlicher Arbeit und starker politischer Führung zu unterstützen.

Der „Vorwärts“ betont, daß die Koalitionsverhandlungen von der Volkspartei gesprengt seien. Es müsse nun der Versuch gemacht werden, die Verabschiedung eines Reichshaushaltes ohne Defizit in möglichst kurzer Zeit zu erreichen. Dabei werde die Reichsregierung öfters genötigt sein, Forderungen an den Reichstag zu stellen, mit denen sie stehe und falle. Die Regierung zu stürzen, sei ein gutes Recht der Parteien, aber sie trügen auch die Verantwortung vor dem Volke. Angesichts der Pariser Verhandlungen wäre es ein Verbrechen, die Regierung zu stürzen, ohne zu wissen, was an ihre Stelle gesetzt werden kann. Der „Vorwärts“ meint, vielleicht werde sich herausstellen, daß die Lage der Regierung ohne fraktionelle Bindungen keineswegs besser sei als mit ihnen. — Die „D. A. Z.“ meint, es bestehe die Möglichkeit, vor der zweiten Lesung des neuen Etats, wenn die Verhältnisse sich sachlich etwas mehr geklärt hätten, einen neuen Anlauf zur Bildung der großen Koalition zu machen. Vieles spreche dafür, daß der Reichskanzler sich zu diesem Wege entschließe.

Das Zentrum wartet weiter ab

Berlin. Die Zentrumsfraktion des Reichstages trat am Freitag abend zu einer Sitzung zusammen, in der sie den Bericht ihres Vorsitzenden Stegerwald über die gemeinsame Besprechung beim Reichskanzler Müller entgegennahm. Als Ergebnis der sehr eingehenden Erörterung kann festgestellt werden, das die Zentrumsfraktion des Reichstages keine Veranlassung sieht, von sich aus irgendwelche Schritte zu unternehmen. Sie wird abwarten, was der Reichskanzler nach dem Scheitern der Verhandlungen am Freitag zu tun beabsichtigt.

Um die Echtheit der Geheimbündnisse

Der Völkerbund soll nachprüfen — Ein belgisches Dementi — Deutschlands Stellungnahme

Berlin. Nach einer Meldung des „Lokalanzeiger“ verlautet in Genf, daß sich der Chefredakteur des Utrechter Tageblattes, Dr. Ritter, bereiterklärt hat, die in seinen Händen befindlichen Geheimdokumente über das französisch-belgische Militärabkommen beim Völkerbundssekretariat vorzulegen und die Echtheit der Dokumente durch Völkerbundsbeauftragte bestätigen zu lassen.

Deutschland und die Militärbündnisse

Berlin. Von zuständiger Seite wird die Telegraphen-Union ermächtigt, die früheren Meldungen zu den Veröffentlichungen des „Utrechter Dagblad“ noch durch folgende Tatsachen zu ergänzen:

In der Besprechung, die der deutsche Botschafter in London über die Angelegenheit im englischen Außenministerium hatte, ist Uebereinstimmung der deutschen und englischen Auffassung dahin festgestellt worden, daß der Rheinpakt von Locarno seinen Wert verlieren würde, wenn die Unparteilichkeit Englands durch einseitige Abmachungen mit Frankreich oder Belgien, deren Spitze sich gegen Deutschland richtet, beeinträchtigt würde. Von englischer Seite ist dazu mit Beziehung auf die Veröffentlichung des Utrechter Tageblattes erneut erklärt worden, daß keinerlei Zusammenarbeit englischer militärischer Vertreter mit militärischen Vertretern Frankreichs und Belgiens stattgefunden hätte, die der absoluten englischen Unparteilichkeit in Widerspruch stände, und daß die Parität der sich aus dem Rheinpakt ergebenden englischen Garantie in keiner Weise kompromittiert sei.

Ferner hat der französische Außenminister dem deutschen Botschafter in Paris im Laufe einer diplomatischen Unterhaltung gestern von sich aus erklärt, daß die in Rede stehende Veröffentlichung von Anfang bis zu Ende eine Fälschung darstelle. Der Außenminister habe hinzugefügt, daß die französische Regierung niemals daran gedacht habe und niemals daran denken werde, Verpflichtungen zu übernehmen, die mit den Bestimmungen des Rheinpaktes oder auch nur mit seinem Geist im Widerspruch ständen.

Ein erneutes Dementi Belgiens

Brüssel. Die belgische Regierung veröffentlicht erneut ein Dementi über die Veröffentlichungen des „Utrechter Dagblad“ über die Konferenz des franz.-belgischen Generalstabes im Jahre 1927. Die Regierung erklärt in dem Dementin, daß das Dokument in allen Teilen wie das erste erdichtet und falsch sei.

Dr. Stresemann nach Genf abgereist

Berlin. Reichsaußenminister Dr. Stresemann ist am Freitag abend in Begleitung der deutschen Abordnung nach Genf abgereist.

Ohne Konsequenzen

Wer ohne kritischen Sinn, aus unverständlichem Patriotismus, alle Reden der Staatsmänner hinnimmt als Ausfluß höchster politischer Weisheit, wie man dies in Polen gegenüber dem heutigen System zu tun beliebt, mit dem wird über die künftige Entwicklung der polnischen Republik kaum zu streiten sein. Sie finden, daß alles, was jetzt geschieht, eben gut ist, und daß besonders die Demokratie und der Parlamentarismus am Verfall schuld sind. Sie verehren in der Person des Marschalls Pilsudski den Träger Polens und diesem gewährt die Machtfülle der Scheindiktatur, die ja gleichzeitig ihre Kraft in der Militärmacht verankert sieht, alle Möglichkeiten, um die Mehrheit des polnischen Volkes nach Belieben zu behandeln. Heut, wo dieses System schon bedenkliche Risse aufweist, kommen gerade diejenigen, die diesen Pilsudskikultus mit aller Energie betrieben haben, doch schon zu der Erkenntnis, daß die Heldenverehrung ihre Schattenseiten hat, daß die Auswirkung dieser Heldenverehrung schließlich in einem Chaos zu enden droht. Und weil man oft zwischen Pilsudski und Napoleon Vergleiche zu ziehen beliebt, so sollte man nicht nur die Heldentaten eines Napoleon sehen, sondern auch deren Folgen, die Frankreich einige Jahrzehnte in der Entwicklung zurückgeworfen hat. Und verschiedene Vorgänge in Polen könnte man mit den Ereignissen von 1798 bis 1818 vergleichen und daraus bestimmte Konsequenzen ziehen. Aber Napoleon hat die Konsequenzen gezogen, während man bei uns in Halbheiten stecken bleibt und immer noch auf „bessere“ Tage wartet.

Pilsudski hat zu Beginn der Wiederstehung Polens mit Leidenschaft die Einberufung des Sejms betrieben und ihm die höchsten Aufgaben zugeteilt, damit dieser kommende polnische Staat im Volke fest verankert werde. Freilich, die Entwicklung ging über ihn hinweg, und er mußte sich notgedrungen an die Wünsche des Pariser Nationalkomitees anpassen, welches seinen Einfluß in Polen einschränkte und schließlich durch die verschiedenen Regierungen bis Mai 1926 völlig aus dem Machtbereich des Staates ausgeschaltet hat. Nur seinen Getreuen, und nicht zuletzt der klassenbewußten Arbeiterschaft, hat es Pilsudski zu verdanken, daß er durch den Maiumsturz wieder ans Ruder kam, dann aber wiederum nicht die Konseqenzen zog, sondern das letzte Parlament beließ, um es fortgesetzt zu brüskieren. Aus der Umwälzung zur sozialen Revolution ist ein Brei entstanden, der zum Erfolg der Reaktion führte. Die polnische Schlachta hat mit Hilfe Pilsudskis ihre Auferstehung gefeiert, ihren Einzug im Sejm gehalten und der kleinliche, unkonsequente, sogenannte Radikalismus einer undefinierbaren Intelligenz, beherrscht heut mit Hilfe des Militärs und Pilsudskis an der Spitze den polnischen Staat, was man so landläufig „moralische Sanation“ nennt. Das der Name in jeder Beziehung betrogen hat, braucht hier nicht besonders auseinandergesetzt zu werden. Und auch heut, wo es um die Entscheidung geht, spielt man mit den Volksvertretungen, ohne den Mut zu haben, sich völlig zu entledigen und zur unbeschränkten Diktatur zu greifen. Aber ob es nun eine Halbdiktatur ist oder eine Scheindemokratie, das Ergebnis bleibt das gleiche, der Verfall.

Gerade diejenigen, die aus der Vergangenheit des Befreiungskampfes um die Wiedererstehung Polens etwas lernen wollten, sollten einsehen, daß sie dem Staat einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie gegen Demokratie und Parlamentarismus kämpfen. Denn das heutige System mag sich selbst jahrzehntelang halten, einmal muß Polen doch wieder den Weg zur Demokratie und Parlamentarismus zurückgehen, weil dieses Regierungssystem eben die Zukunft beherrschen wird. Und Polen wird sich diesem System anpassen müssen, wie es sich ja auch wirtschaftlich dem Westen anpassen muß. Die Machtfülle, die sich heute in Polen äußert, ist ja nur dem Mangel an Konsequenzen zuzuschreiben und der Furcht vor den Freunden, die sich mit einer offenen Diktatur nicht abfinden werden, sondern ein neuzeitliches Polen auf demokratischer Grundlage wünschen, wenn ihnen auch heut die militärische Oberhand sehr genehm ist, weil eben in der Weltpolitik noch nicht die Demokratie, sondern die stärksten Bataillone die Entscheidung führen. Und solange der Osten nicht eine Stabilisierung erfahren hat, wird man auch die militärischen Spielereien dulden, gleichgültig, wie sie zum Ausdruck kommen und wenn sie sich zeitweilig eben in ihrer Kraftäußerung gegen das Volks-

ganze auswirken. Aber sie bilden für die Träger der Weltpolitik immerhin Faktoren, mit denen sie rechnen dürfen.

Unter diesen Gesichtspunkten muß auch die letzte Rede des Marschalls Pilsudski im Senat verstanden werden. Es zeugt nicht von staatsmännischer Konsequenz, wenn man es ablehnt, in der Volkskammer zu erscheinen, um dort seine Meinung zu vertreten und dann im Senat erscheint, dort für die Notwendigkeit der Ausgaben für Militärzwecke sich einsetzt. Denn ist der Sejm überflüssig, der es wagt an der Weisheit der Regierung seine Kritik zu setzen, so löse man ihn auf, aber ihn zu umgehen, um schließlich doch vor dem Senat seine Forderungen zu begründen, ist keine straffe Soldatenart. Darum übergehen wir auch die Ausführungen, mit der Pilsudski sein Erscheinen und die Begründung des Militäretats gegeben hat. Sie ist doch nur der Ausfluß einer Macht, die man nicht restlos anwenden will, sondern immer noch abwartet, wohin sie führen wird. Und sie führt, wie jedes System, welches auf Halbheiten beruht zum Verfall, wobei man streiten kann, welche Formen er bereits angenommen hat. Auch hier ist wiederum die Wirtschaft der Prüfstein und gerade auf diesem Gebiet, hat das heutige System die allerwenigsten Erfolge aufzuweisen. Die Scheinblüte, die ihm unter verschiedenen Umständen ermöglicht wurde, endet im Resultat doch zum Nachteil, wie dies gerade in der Handelsbilanz im schärfsten zum Ausdruck kommt. Aber aus der Rede des Marschalls spricht letzten Endes nicht das Kraftbewußtsein des Soldaten, sondern die Verärgerung des Staatsmannes, der doch noch einen Apparat zu fürchten hat, der an seinen Handlungen scharfe Kritik übt und sich nicht restlos unterordnet. Pilsudski und sein Anhang machen nun den letzten Versuch, ihn zur Unterordnung zu zwingen, wie wir dies aus der eingebrachten „Verfassungsreform“ ersehen. Dies dürfte nicht gelingen und das Erscheinen im Senat, läßt darauf schließen, daß man doch noch zeigen will, das Demokratie und Parlamentarismus nicht restlos beseitigt werden sollen.

Diejenigen, die heut Pilsudski beraten, scheinen sich keine Rechenschaft darüber abzugeben, wie sehr sie gerade den Marschall in seiner Bedeutung herabsetzen, wenn sie ihn zwischen Sejm und Senat setzen wollen. Der Kampf um die Demokratie, die einzige Staatsform die heut möglich ist, wird weitergehen, ob mit oder gegen Pilsudski, daß wird erst die kommende Zeit lehren. Aber niemand kann sich des Eindrucks verwehren, daß das heutige Spiel mit dem Sejm ein Schwächezustand der heutigen Machthaber ist, die doch noch nicht den Mut aufbringen können und sich über die Volkswahl hinwegsetzen. Lieber den Sejm brüskieren, als ihn konsequent auseinander zu jagen. Und alle schönen Reden gegen den Sejm können seine Existenz nicht bestreiten und darin liegt der Mangel an Konsequenzen in der polnischen Politik. Dieser Mangel ist gewiß so alt, wie der polnische Parlamentarismus und die polnische Demokratie. Nur hatten die letzteren die Möglichkeiten der Fortentwicklung, die eine bessere Zukunft erwarten ließ, während das heutige System dem Chaos zutreibt, die politische Entwickelung auf Jahrzehnte zurücktreibt. Aber auch dieses System wird überstanden, wie ja die demokratischen Massen des polnischen Volkes die Anpassungsfähigkeit der besitzenden Klassen der drei Teilgebiete an die früheren Machthaber überstanden haben. Die Arbeiterklasse hat konsequent um ein unabhängiges Polen gekämpft, ohne bei den Kaisern, Zaren und Königen Unterstützung zu suchen, sie wird auch den Kampf unter dem heutigen System um ein freies, demokratisches und sozialistisches Polen fortsetzen. Und gerade die letzte Rede Pilsudskis soll uns hierfür eine warnende Lehre sein. —ll.

Lettlands Antwort an Rußland

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hatte der lettländische Gesandte mit Litwinow eine längere Aussprache über den Stand der Beziehungen zwischen Rußland und Lettland. Von amtlicher russischer Seite wird mitgeteilt, daß der lettländische Handelsattaché Blumenthal aus Moskau abberufen worden ist. Auf die Note Litwinows wegen der Angriffe der lettländischen Presse gegen die Sowjetunion hat die lettländische Regierung geantwortet, daß sie auf die lettländische Presse in ihrem Verhalten zur Sowjetunion keinen Druck ausüben könne, da die Presse vollständig unabhängig von der Regierung sei.

Ein Zug in Mexiko ausgeplündert

Neuyork. Nach einer Meldung aus Mexiko wurde der Zug zwischen Mexiko und Cuernavaca von Banditen überfallen und nach Ausplünderung angezündet. Da Lindbergh diesen Zug öfters benutzte, wird vermutet, daß zur Erlangung eines hohen Lösegeldes eine Entführung Lindberghs geplant war.

Das „Utrechtsche Dagblad“ veröffentlichte eben den Text des geheimen Militärvertrages, der 1920 zwischen Frankreich und Belgien geschlossen wurde.



„Und ein Licht leuchtet in die Finsternis“

Briand über die Bedeutung des Kelloggpaktes

Die Stellungnahme der Sozialisten — Annahme durch die französische Kammer

Paris. Auch die Freitagsitzung der Kammer war der Diskussion über den Kelloggpakt gewidmet. Sie wurde durch längere Ausführungen des Generalsekretärs der sozialistischen Partei, Paul Faure, eröffnet, der eingangs die positive Einstellung seiner Partei zum Kelloggpakt betonte. Der Pakt allein, so führte Faure jedoch aus, werde allerdings kriegerische Verwickelungen nicht verhindern. Er müsse durch eine Parallelaktion in Genf ergänzt werden. Zu diesem Zweck empfehle er die Wiederaufnahme des Genfer Protokolls von 1924 und die Kontrolle der privaten Waffenherstellung. Nur im Rahmen des Völkerbundes dürfe gehandelt werden. Die Atmosphäre Europas sei außerordentlich beunruhigend. Wenn das Rheinland vor 1935 nicht geräumt werde, werde man durch dieses Versäumnis den deutschen Nationalisten eine brauchbare Waffe gegen die deutsche Demokratie in die Hand geben. Der Danziger Korridor, die schwierige Lage Oesterreich, die schlechte Grenzziehung zwischen den Balkanstaaten, das Minderheitsproblem und die ständig anwachsende Zahl der diktatorischen Regierungen verschlimmerten die europäische Gesamtlage.

Nach Faure bestieg Außenminister Briand die Tribüne. „Ich werde mich einer juristischen Auseinandersetzung über den Kelloggpakt enthalten“, so begann er. „Wie jedes menschliche Werk, weist auch er Unvollkommenheiten auf, doch bedeutet er alles in allem genommen einen wichtigen Fortschritt auf dem Wege zum Frieden. In der Frage der Entwaffnung sei Frankreich in Genf stets in erster Reihe marschiert. Es habe die kühnsten Vorschläge gemacht, während es in seinem Innern den Umfang des Heeres und die Dienstdauer herabsetzte. Auch im April werde es die Versprechungen, die es gab, halten, da sie ihm heilig seien. Tief bedauerlich sei es, daß man Frankreich den Vorwurf macht, auf dem Wege der Entwaffnung die anderen Nationen zu behindern. Aber was bedeuteten diese Schwierigkeiten für den Völkerbund, an dessen Aufgaben und deren Erfolg man nicht zweifeln dürfe. Wieviele Fragen seien bereits gelöst. Er erinnere an Oberschlesien, an den polnisch-litauischen Konflikt; da sei Dank der Arbeit des Völkerbundes ein Krieg verhindert worden. Für die Zukunft hoffe er, daß die Frage der Optanten zwischen Rumänien und Ungarn friedlich geregelt wird. Seit dem Kriege sei Frankreich Zeuge einer Tragödie gewesen. Es habe ein Volk gesehen, das jede Verantwortung für die Katastrophe, die 1914 über die Welt hereinbrach, ablehnte und man habe den Eindruck, daß auch in Zukunft kein einziges Volk sich einer derartigen Anklage aussetzen wolle. Der Kelloggpakt fülle eine Lücke aus, die der Völkerbundspakt gelassen habe, da der Art. 15 des Paktes immerhin den Krieg juristisch für zulässig erklärte. Seine Idee sei es nun, den Krieg an der Gurgel zu fassen und ihm zuzurufen: „Du bist der Verbrecher. Jedes Volk, das den Krieg erklärt, soll schuldig sein.“ Bedeutsam sei, daß die Völker diesen Pakt unterzeichnet hatten. Jetzt sei es die Aufgabe der Kammer, ihre Pflicht zu erfüllen. Der Pakt solle den Völkern die Entwaffnung ermöglichen. Frankreich wolle auch hier an der Spitze der Nationen marschieren, wobei es allerdings mit gewissen Besorgnissen für seine Sicherheit Rechnung tragen müsse, denn es sei falsch, wenn die mächtigen Völker ein Opfer ihrer Großmütigkeit würden.

•

Paris. Die Kammer hat sich am Freitag mit 570 gegen 12 Stimmen für die Ratifizierung des Kelloggpaktes ausgesprochen. Die 12 Stimmen der Opposition entfallen auf die Kommunisten und einige Abgeordnete der äußersten Rechten.

Wie unsre Post „arbeitet“.

Ein Nachspiel zum Nobile-Abenteuer

Dr. Behounek über die Arbeiten des Italia-Untersuchungsausschusses

Prag. Der „Ceske Slovo“ veröffentlicht eine Unterredung mit Dr. Behounek, der bekanntlich an der Italia-Expedition teilgenommen hatte und kürzlich vor dem Untersuchungsausschuß in Rom als Zeuge vernommen worden ist. Er teilte mit, daß der Untersuchungsausschuß durchweg aus Seeleuten, also nicht aus Fachleuten, zusammengesetzt war. Er habe den Eindruck, daß es sich vor allem darum handelte, den Ruf der beiden Seeoffiziere Zappi und Mariano wiederherzustellen, während Nobile eine ganz nebensächliche Rolle spielte. Nobile habe einen schweren Stand gehabt. Die Aussagen der Flieger, besonders des schwedischen Fliegers Lundborg, seien für ihn günstig gewesen, während sich die Aussagen der italienischen Teilnehmer scharf gegen ihn gerichtet hätten. Besonders Cecione habe Nobile beschuldigt, das Unglück verschuldet zu haben. Nur die Ratlosigkeit des Generals und seine unzulängliche Führung des Luftschiffes hätten das Unheil heraufbeschworen. Er, Behounek, habe vor dem Ausschuß erklärt, der Absturz der Italia sei so plötzlich erfolgt, daß an Sicherheitsvorkehrungen nicht zu denken war. Der Abflug Nobiles vom Roten Zelt sei unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich gewesen. Zur Handlungsweise von Zappi und Mariano gegen Malmgreen erklärte Behounek, daß so nur wahnsinnige und anormale Menschen handeln könnten. Ihre Handlungsweise ließe sich auf keine Weise rechtfertigen.

Wie „Ceske Slovo“ weiter mitteilt, ist Dr. Behounek zum Mitglied des Ausschusses für die Erforschung der atmosphärischen Elektrizität bei der Aero-Arktik ernannt worden. Es sei nicht ausgeschlossen, daß er an der von dieser Gesellschaft geplanten Polarfahrt mit dem „Graf Zeppelin“ teilnehmen werde.

Wie unsere Post „arbeitet“

Interpellation des Abg. Zerbe und Genossen.

Abg. Zerbe und Genossen richteten wegen Nichtausfolgung von Postpaketen durch die Post in Bialystok und Eintreibung unrechtmäßiger Lagergebühr durch das Lodzer Postamt an den Postminister nachstehende Interpellation:

In der zweiten Hälfte des Monats Februar 1928 sandten das Sekretariat der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei und die Deutsche Abteilung des Klassenverbandes der Textilarbeiter durch das Lodzer Postamt fünf Pakete mit Aufrufen (Nr. 507, 506, 683, 684 und 977) nach Bialystok. Die Pakete waren an Ch. Anachowicz, Bialystok, Zaslawskastraße 4, adressiert.

Ch. Anachowicz und Markus Juwider (Warschau, Leszno 54) sprachen auf dem Postamt wiederholt vor, doch wurden ihnen die Pakete nicht ausgeliefert. In dieser Angelegenheit intervenierte auch Abg. Zerbe. Die Postdirektion in Bialystok erklärte, daß man die Sendungen schon abgeholt hätte. Die Direktion wollte jedoch oder wußte nicht anzugeben, wenn die Sendungen ausgefolgt wurden.

In den Paketen befanden sich Aufrufe zur Sejmwahl. Infolge der Nichtzustellung ist den erwähnten Organisationen die Wahlagitation im Bialystoker Bezirk erschwert worden.

Als die Wahlen in Sejm und Senat schon längst vorüber waren, erhielten die Absender die Aufforderung (Nr. 7556/28), die Sendungen im Lodzer Postamt abzuholen. Für Lagergeld wurden 67 Zloty gefordert.

Da die Aufrufe nach den Wahlen keinen Wert mehr besaßen und die Rücksendung nicht durch die Schuld der Absender oder Adressaten erfolgte, legten die Absender gegen die Auferlegung der Lagergebühr bei der Lodzer Postdirektion Berufung ein. Die Berufung ließ das Lodzer Postamt jedoch unberücksichtigt und übergab die Angelegenheit der Steuerabteilung des Magistrats der Stadt Lodz zwecks zwangsweiser Eintreibung des Lagergeldes und der Kosten.

Da die Nichtzustellung der Pakete durch das Postamt in Bialystok einen krassen Mißbrauch der Pflichten darstellt und die Forderung auf Bezahlung des Lagergeldes durch nichts begründet ist, fragen wir den Herrn Postminister

ob er gewillt ist, diese Angelegenheit zu untersuchen und die Sendungen von der zu Unrecht auferlegten Lagergebühr zu befreien?

Die Interpellanten.

Warschau, den 27. Februar 1929.

Zu dieser Interpellation ist zu bemerken, daß sie nur eine der vielen Schikanen behandelt, der die DSAP. von seiten der Behörden während der Wahlzeit ausgesetzt war. Im Bialystoker Wahlkreis ist der Wahlkampf von den deutschen, polnischen und jüdischen Sozialisten gemeinsam geführt worden. Die Einheitsfront der Sozialisten bedeutete eine ernste Gefahr für den Regierungsblock. Die Vermutung liegt daher nahe, daß das Postamt in Bialystok versuchte, durch Zurückhaltung der Wahlaufrufe der Sozialisten Wahlarbeit für den Regierungsblock zu leisten.

Der Kampf der Richtungen in Rußland

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat es die Rechtsopposition, mit Bucharin an der Spitze, abgelehnt, einen Vergleich mit Stalin zu schließen. Die Rechtsopposition verlangt den sofortigen Rücktritt Stalins vom Posten des Generalsekretärs der kommunistischen Partei. Das Polit-Büro hat beschlossen, sämtliche Organisationen der Rechtsopposition innerhalb der kommunistischen Partei der Sowjetunion aufzulösen. Durch die Ablehnung Bucharins, einen Vergleich mit Stalin zu schließen, verschärft sich die innerpolitische Lage in Sowjetrußland.

Schwere Sturmschäden in Südeuropa

Mailand. Der furchtbare Nordsturm, der seit Donnerstag Nachmittag über Triest tobte, erreichte zeitweise eine Geschwindigkeit bis zu 160 Stundenkilometern. Eine Windstärke, wie sie seit Menschengedenken nicht mehr verzeichnet wurde. In unzähligen Fällen wurde die Feuerwehr zur Hilfe herbeigerufen, da der Sturm Schornsteine umriß. Die Straßen waren nahezu menschenleer. An den Ecken mußten Stricke gespannt werden, um den Fußgängern ein Weiterkommen zu ermöglichen. Ueber 50 Personen wurden zum Teil schwer verletzt. Ein Straßenbahnwagen sowie ein mit zwei Pferden bespannter schwerer Wagen wurden vom Sturm wie Spielzeuge umgeworfen. Die Schiffe im Hafen waren dem Toben der Elemente hilflos preisgegeben. Einige wurden ins offene Meer hinausgetrieben.

Paris. In der Umgegend von Avignon hat der orkanartige Sturm großen Schaden angerichtet. Viele Dächer wurden abgedeckt und elektrische Masten umgeworfen. Die Eisenbahnverbindung mit dem Süden ist nahezu unterbrochen. Infolgedessen ist auch die Post ausgeblieben. Mit Marseille ist überhaupt keine Verbindung möglich. Bei Montpellier wurden alte Bäume wie Streichhölzer geknickt und viele Schornsteine umgerissen. Die Marktstände in Nymes wurden vom Sturm in die Höhe gehoben und weit fortgetragen.



Rudolf Schwarzer

Verbandsvorsitzender im süddeutschen Verband katholischer Arbeitervereine und Abgeordneter der Bayrischen Volkspartei im Reichstag, vollendet am 3. März das fünfzigste Lebensjahr.

Polnisch-Schlesien

Was nun?

Die Verhandlungen im Bergbau am Donnerstag verliefen ergebnislos. Dasselbe Schicksal hatten die für gestern anberaumten, obwohl die Arbeitsgemeinschaft voller Hoffnung war. Vielleicht deshalb, weil Herr Gallot zusicherte, daß Ende dieser Woche entgültig der Abschluß über die Forderungen des ideellen Teiles des Revisionsvertrages erfolgen werde. So hoffnungsfroh waren wir nicht gewesen und haben schon geschrieben, daß es damit noch eine gute Weile haben werde. Nachdem der Generalstreik abgebrochen wurde, nachdem verschiedene polnische Gewerkschaften der Arbeiterschaft in den Rücken fielen, nachdem die Regierung mit ihrer Versprechung kam, welche die Arbeitsgemeinschaft weit übersehen konnte, war es von vornherein ersichtlich, daß die Aktion der Bergarbeiterschaft ins Wasser fallen werde.

Heute müssen wir zugeben, daß die wenigen Opponenten am letzten Betriebsrätekongreß vollkommen recht hatten, als sie gegen das Abblasen des Generalstreikes waren. Man wurde eitel gelohnt, aber sie waren bestimmt weitsichtiger als die Führer der Arbeitsgemeinschaft. Aber wir haben schon damals zum Verstehen gegeben, daß unter solchen Umständen keine Hoffnung auf irgendeinen Erfolg vorhanden sei. Die Arbeitsgemeinschaft, vor allem Herr Grajek, gab sich mit den Zusicherungen der Regierung zufrieden, den anderen Gewerkschaften blieb nichts anderes übrig als sich ihm anzuschließen. Aber falsch war es gewesen, der Regierung übermäßig Vertrauen zu schenken. Gewiß, keineswegs konnte die Arbeitsgemeinschaft das Eingreifen der Regierung ignorieren, aber es hätte sich doch eine andere Basis schaffen lassen, auf der man verhandeln konnte. Das verstand die Arbeitsgemeinschaft nicht, sie blies ab, bedingungslos, trotz der Resolution und damit hatten die Arbeitgeber gewonnenes Spiel. Einige Tage nach dem letzten Betriebsrätekongreß waren ihre Vertreter bereits in Warschau und beantragten bei der Regierung eine Kohlenpreiserhöhung. Ob ihnen damit recht war, wollen wir nicht untersuchen, aber die Förderung hatte den erwarteten Erfolg, die Regierung dachte nicht mehr daran ihre Versprechungen gegenüber der Bergarbeiterschaft zu realisieren. Und erleichtert wurde ihr das, als Mustolisten und Föderalisten mit ihren Erklärungen kamen, als sich die eigenartige Tatsache herausstellte, daß nicht weniger als drei Arbeiterrichtungen mit den Arbeitgebern verhandeln wollten. In der gesamten Arbeitsbewegung dürfte gerade letzterer Umstand einzigartig dastehen. Daß aber alles von den Kohlenbaronen ausgenützt, ist eine Selbstverständlichkeit. Rechnen wir noch die parteiischen Gegensätze hinzu, die spielten bei der Einsetzung der Lohnbewegung bestimmt eine gewisse Rolle, so war alles gegeben zu einer glatten Niederlage. Offen heraus sagen wir es, es ist eine Niederlage, die die Arbeiterschaft erlitten hatten, daran können die Führer der Arbeitsgemeinschaft, denen wir jedes Führertalent absprechen, nichts mehr ändern. Wir wollen aber nicht sagen, daß die weiteren Verhandlungen ganz resultatlos bleiben. Sicherlich, einige Prozente wird man schon den Bergarbeitern bewilligen, jedoch von einer eigentlichen Lohnerhöhung, von einer eigentlichen Regelung des ideellen Teiles des Tarifes wird keine Rede sein. Solange es in dem Tempo geht, wie jetzt.

Es ist nicht unsere Absicht, die organisierte Bergarbeiterschaft mutlos zu machen. Durchaus nicht. Aber wir wünschen, daß sie aus den Tatsachen, die uns die jetzige Lohnbewegung gegeben hat, lernt. Gewiß, die Fehler, die die Arbeitsgemeinschaftsführer begingen ohne Ausnahme, werden auf lange Zeit hinaus schwerlich gut zu machen sein, aber der gesunde Verstand der Bergarbeiterschaft dürfte hier doch vieles zum Guten bringen.

Noch haben die Kohlenbarone nicht ganz gewonnenes Spiel. Es ändert sich so manches. Aber Vorbedingung ist, daß sich die Taktik der Arbeitsgemeinschaft ändert. Geschieht das nicht, dann möge die Arbeiterschaft zusehen, wie sie sich andere Führer heranbildet. Zu den jetzigen haben wir leider sehr wenig Vertrauen.

Das Sejmbüro wird weiter bestehen

Gleich nach der Auflösung des Schlesischen Sejms, erklärte der Wojewode, daß die Agenden des Schlesischen Sejms auf den Wojewodschaftsrat übergehen werden. Mit einer Schadenfreude schrieb auch die „Polska Zachodnia", daß Herr Wolny als Sejmmarschall erledigt sei. Es bedürfte längerer Zeit, bis diese Angelegenheit eine Klärung erfahren hat was in erster Reihe darauf zurückzuführen war, daß der Wojewodschaftsrat nicht einberufen wurde. Im Wojewodschaftsrat hat sich eine Opposition gegen die Politik des Wojewoden gebildet und gerade diese Opposition hat auf die Erledigung dieser Angelegenheit gedrängt. In den ersten zwei Sitzungen des Wojewodschaftsrates kam die Sache nicht zur Verhandlung, erst in der dritten Sitzung. Gegen die Uebernahme der Sejmagenden durch den Wojewodschaftsrat haben sich 4 Wojewodschaftsräte erklärt und zwar die Herrn Michatz, Slawik, Pietrzak und Kobylinski, gegen die Stimmen des Wojewoden, Vizewojewoden und Janicki. Nach diesem Beschluß bleibt Marschall Wolny weiter Sejmmarschall bis der neue Sejm der gewählt wird, zusammentritt. Gleich nach der Abstimmung erklärte der Wojewode, er werde diesen Beschluß aufheben und die Sache an das Staatstribunal leiten. Wie die Sache enden wird steht nicht fest, jedenfalls sieht man daraus, daß die neuen Wojewodschaftsräte einen festen Rückgrat haben und entschlossen sind, für die schlesische Autonomie jederzeit einzutreten.

Eine Umgruppierung im polnischen politischen Lager

Noch vor einem Jahre lag die Möglichkeit nahe, daß eine polnische Einheitsfront in der schlesischen Wojewodschaft unter Leitung der Sanacja geschaffen wird. Die N. P. R. ist mit fliegenden Fahnen in das Sanacjalager hinübergeschwenkt, und ihr folgte der Bund der schlesischen Katholiken in Teschen-Schlesien mit Prälat Londzin an der Spitze. Gleichzeitig wurden die Korfantypartei und die P. P. S. unterminiert und man versprach sich davon eine völlige Vernichtung der polnischen Opposition im Lande. Man ließ zwar die Minen sprengen, aber das, was von den beiden Oppositionsparteien abgesplittert wurde, hat der Opposition nicht geschadet und den Sanatoren keine Ehre gebracht. Das war der erste Mißerfolg, der das Zustandekommen der polnischen einheitlichen Front unter Sanacjaleitung in Frage stellte. Gleich nach den Sejmwahlen im vorigen Jahre rückte die N. P. R. weit von der Sanacja ab und zerstörte damit alle Illusionen, daß eine polnische Einheitsfront mit der Sanacja möglich ist. Im Sanacjalager verblieb nur noch der Bund der schlesischen Katholiken in Teschen-Schlesien, doch hat der Prälat Londzin zu verstehen gegeben, daß ihm das Weiterbleiben in diesem Lager nicht mehr behagt und sprach gleichzeitig den Wunsch aus, nach vorheriger Veränderung auf dem Wojewodschaftsposten den Korfanty in die polnische Einheitsfront mit einzubeziehen. Jedenfalls ist es heute klar, daß Prälat Londzin den nächsten Wahlkampf im Lager der Sanacja Moralna nicht mehr ausfechten wird. Die Träume über die polnische Front mit der Sanacja haben sich also rasch verflogen, schneller jedenfalls, als man annehmen konnte. Heute steht die Sanacja wieder vereinsamt da, so wie vor einem Jahre. —

Die polnische Opposition steht heute stärker denn je da. Die Korfantysten haben in einem zähen Kampf gegen die Regierungspartei ihre politische Position stärken können. Die N. P. R., die den Wahlkampf im vorigen Jahre glücklich überstanden hat, kämpft gegen den früheren Bundesgenossen mit einer Schärfe, die einzig dasteht. Was uns am meisten interessiert, ist wohl das, ob bei den nächsten Wahlen die polnische Opposition den Wahlkampf gemeinsam führen wird oder ob sie getrennt vorgehen wird. Vorläufig kommen nur zwei politische Richtungen in Frage, und zwar die N. P. R. und die Korfantysten. Die Entfernung zwischen den beiden politischen Richtungen ist heute nicht mehr groß und das in Hand arbeiten ist bereits Tatsache geworden. Man braucht nur die Presse der beiden Oppositionsparteien zu verfolgen, und man wird finden, daß sich beide Richtungen bemühen, eine Einigung zu vollziehen. Die N. P. R. spricht bereits offen darüber und im „Kurjer Slonski", dem Organ dieser Partei, wird über die neue Frontbildung lebhaft debattiert. Den Anfang machte Herr Grzondziel, ein ehemaliger Angestellter der polnischen Berufsvereinigung, der die Diskussion über dieses Thema einleitete und sich selbstverständlich dafür erklärte. Grajek, der Leiter der polnischen Berufsvereinigung, steht dem Grzondziel treu zur Seite, und von Roguschczak, Sikora und anderen NPR.-Leitern braucht erst gar nicht geredet zu werden, weil sie schon lange zu Korfanty hinüberschielen. Da ist es also sicher, daß die neue polnische Front langsam zustandekommen wird, und wenn Londzin seine Aktion mißlingen sollte, daß auf dem Wojewodschaftsposten keine Veränderung eintreten wird, so ist zu erwarten, daß auch der Bund der schlesischen Katholiken, der im Werden begriffenen neuen Front beitreten wird, denn es ist kaum anzunehmen, daß Prälat Londzin sich als Zugpferd der Sanacja mit Janicki und Biniszkiewicz noch einmal wird mißbrauchen lassen. Das also, was der Sanacja nicht gelungen ist, dürfte Korfanty fertigbringen und damit die Opposition gegen die heutigen Machthaber wesentlich stärken. Daß die N. P. R. bei diesem Frontwechsel gut fahren wird, versteht sich von allein. Sie hat ihre Mandate zum Warschauer Sejm und Senat bei der Sanacja geholt und wird ihre Mandate zum Schlesischen Sejm bei Korfanty holen. Zu einer selbständigen Politik ist diese Partei nicht fähig.

Um die Haftentlassung Ulitz'

Wie uns mitgeteilt wird, ist bisher eine Beantwortung auf den Haftentlassungsantrag, den Rechtsanwalt Dr. Bay für Ulitz stellte, noch nicht eingelaufen.

Jedoch wird sie heute erwartet. Doch ist damit zu rechnen, daß sie sich noch verzögern kann, nachdem der zuständige Richter den Antrag einer höheren Instanz zur Entscheidung vorlegte.

Nach der Gerichtsordnung muß allerdings ein solcher Antrag binnen drei Tagen erledigt werden, das heißt, beantwortet sein.

Die Biniszkiewiczianer machen es den Aufständischen nach

Dieselben Aufklärungsmethoden, die von unseren Aufständischen gern angewendet werden, haben bereits Eingang auch bei den Anhängern des „großen" Sozialisten Biniszkiewicz gefunden. Vorige Woche fand in Neudorf eine Versammlung statt, die dieser geschäftstüchtige Volksbeglücker einberufen hatte. Natürlich fanden sich dort viele Mitglieder der alten Partei ein, um sich die neuen Weisheiten ihres ehemaligen Führers anzuhören. Der schimpfte und wetterte in einer Weise gegen seine Gegner, die wir nicht wiedergeben wollen. So gemein war er. Der Genosse Leschok, er gehört der P. P. S. 30 Jahre an, ließ sich die Schimpfereien nicht gefallen und Biniszkiewicz mußte sich manch bittere Pille einstecken, was seine Anhänger wild machte. Ehe man sich versah, war Leschok von ihnen niedergeknüppelt und mußte sich in ärztliche Behandlung begeben.

Ein Kommentar ist eigentlich überflüssig, denn was anderes kann man von Leuten, die sich in der Gesellschaft eines Biniszkiewicz wohl fühlen, mehr verlangen. Immerhin ist es sehr traurig, daß Versammlungen derart mißbraucht werden.

Tierärzte und Fleischbeschauer

Auf Grund einer Veröffentlichung im Amtsblatt vom 25. Februar ist nunmehr die Schlesische Wojewodschaft mit der Berufung bezw. Einsetzung von Tierärzten und Fleischbeschauern auf amtliche Stellen innerhalb der Wojewodschaft Schlesien allein befugt. Demnach sind alle Gesuche bei freiwerdenden Stellen direkt an das Wojewodschaftsamt zu richten.

Sensationshunger

Sensation ist heute Trumpf, hauptsächlich für eine bestimmte Presse. Der rasende Reporter ist längst zu einem Ueberbleibsel vergangener Jahre zusammengeschrumpft. Heute muß er fliegen. Aktualität ist Bedingung und die Schlagzeile Grundlage jeder Sensation. Ganz unbewußt karrikierten zwei Berliner Zeitungshändler, die einander an einer Straßenecke gegenüberstanden, diese Sensationslust der Boulevardpresse, indem sie sich gegenseitig durch ihre Ausrufe überbieten wollten. Der eine schrie in die Menge: „Stresemann Sieger im Sechstage-Rennen!" und der andere echote sofort „50 000 Unterseeboote über Paris!" — Sensation um jeden Preis, und selbst wenn es um den geht, die Denkfähigkeit des Redakteurs in Frage zu stellen. Ein köstliches Beispiel dafür lieferte kürzlich der „Dziennik Bydgoski". Er brachte die Selbstmordaffäre des Nachtwächters bei der Munitionsfabrik in Hoheneiche in großer Aufmachung, mit zweispaltiger Ueberschrift: „Geheimnisvoller Vorfall in Hoheneiche bei Bromberg. Geheimnisvolles Feuer. — Eine Leiche ohne Kopf und mit herausgeschnittenem, außerhalb des Körpers hängendem Herzen aufgefunden." Ueber die Auffindung der Leiche heißt es dann: „Plötzlich lenkte einer der Anwesenden die Aufmerksamkeit auf eine schreckliche Masse, die auf den Trümmern lag und sich später als ein Skelett oder etwas einem menschlichen Skelett Aehnliches erwies, ohne Kopf und Beine und mit dem Herzen außerhalb des Körpers. Ein schrecklicher Anblick, der das Blut in den Adern erstarren ließ. War das die Leiche des Selbstmörders oder des ermordeten Szczurek?" — Wie mag der betreffende Herr im „Dziennik", der diese Zeilen verfaßt hat, sich solch einen Selbstmord nur vorstellen? Erst die Beine abtrennen, dann den Kopf und zuletzt das Herz herausreißen — oder erst das Herz, dann den Kopf und zuletzt die Beine? Das Blut erstarrt einem in den Adern ob solch blutrünstiger Phantasie, gegen die die Schundliteratur vom Schlage der Stuart Webs und Sherlok Holmes ja beinahe als zahme Jugendlektüre wirken muß. Aber Sensation muß sein. Selbst um den Preis der Wahrheit willen. Denn der Nachtwächter hatte sich erschossen und seine Leiche war verbrannt. Alles andere ist Phantasie und journalistische Leichenschändung.

Verurteilung zweier Oberschlesier wegen Spionage zu Gunsten Polens

Am 10. August 1928 waren in Neustadt OS. unter dem Verdacht des versuchten Verrates militärischer Geheimnisse der Arbeiter Heinrich Suschka, 35 Jahre alt, geboren in Gogolin bei Oppeln und die 34jährige Maria Remiorz aus Königshütte festgenommen worden. Beide hatten sich am Freitag vor dem ersten Strafsenat des Breslauer Oberlandesgerichts zu verantworten. Der Verrat soll am 9. August 1928 zugunsten Polens begangen worden sein. Die Remiorz galt schon immer in ihrer Heimat als Spionin. Die Verhandlung fand unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Das Gericht verurteilte Suschka zu drei Jahren Gefängnis, die Remiorz zu drei Jahren Zuchthaus, ferner beide Angeklagte zu je fünf Jahren Ehrverlust. Die Untersuchungshaft wird angerechnet. Bei der Urteilsbegründung war die Oeffentlichkeit ebenfalls ausgeschlossen.

Kattowitz und Umgebung

März.

Es wird diesmal schwer fallen, eine März-Lokalspitze zu schreiben, ohne auf den Frühling, auf das Blühen, das Grünen und Erwachen der Natur feuilletonistisch einzugehen.

Wetterpropheten prophezeiten, daß auch der März so kalt werden soll, wie der Februar war, daß der an mildes Klima gewöhnte Mitteleuropäer weiter eine sibirische Kälte erdulden und seine Hoffnungen auf frühlingswarmes Wetter aufgeben soll.

Bei solchen Aussichten wirkt es nicht angebracht, zu schreiben, daß die Sonne mit ihren wärmenden Strahlen hervorbreche, daß die Märzsonne locke, daß frischer Erdgeruch über den Feldern

liege, Anemonen blühen, der Star vergnügt schmatzt und der Birkhahn balzt. Diesmal ist es nichts mit der gewohnten Kalenderbezeichnung: Lenzmonat.

Aber nie war die Sehnsucht nach dem Frühling, nach der wärmenden Sonne, nach dem Grünen und Blühen stärker, nie die schwere Last des harten Winters drückender getragen worden, nie wurde so gefroren, so hart die Kälte empfunden, wie in diesem Winter, und wenn nun in allen Menschen die starke, ja fast überstarke Sehnsucht nach den warmen Märztagen durchbricht, so ist das nach den überstandenen Erlebnissen des überwundenen Winters 1928-29 mehr als begreiflich.

Der März war ja immer ein eigenwilliger Geselle gewesen. Nie wußte man, wie er sich anläßt, ob er Trockenheit bringt, wie es die Bauern wünschen, ob er Regen, Sturm oder gar Schnee bringt oder ob er gar milde lächelnd und sonnig schön daher kommt. Er ist wohl der offizielle Monat des Frühlingsanfanges, aber inoffiziell herrscht oft trotz kalendarischer Absetzung der Winter weiter. Ob er auch diesmal bis zur letzten Minute durchhält und uns um ein schönes Stück Frühling betrügt, weiter mit der winterlichen Eiseskälte regiert und an den April die Kälte unter Null weitergibt?

Heute eine bange Frage, eine berechtigte Frage, denn die Menschen wollen nicht nur vom Eise befreit sein, sondern mehr noch von einer riesigen Kohlenrechnung, die von Monat zu Monat größer wird und den Haushaltsetat überspannt. Tausende kamen schon gar nicht mehr mit und mußten in der bitteren sibirischen Kälte in ungeheizten Zimmern sitzen, denn woher sollten die Arbeitslosen, die Invaliden, die kleinen Rentner das Geld hernehmen für Kohlen und Holz?

Nichts kann uns im März erwünschter sein, als wärmende Märzsonne, die Rückkehr der Zugvögel, das Blühen der kleinen, weißen Gänseblümchen, das Fliegen und Summen der Bienen, das Singen des Stars, das Knospen und Sprießen im Garten, das Streichen der Schnepfen, denn dann wissen wir, daß der Winter abgedankt hat, der Frühling nicht nur kalendermäßig, sondern auch wirklich mit seiner beginnenden, blühenden Pracht begonnen hat und die Menschen, die einen fürchterlichen Winter durchgemacht haben, wieder sonnenfroh sein können.

Hoffen wir, daß dieser Winter überwunden wird, so hoffen wir noch mehr auf die Ueberwindung politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bedrückung und auf den Sieg des Märzgeistes, der in allen Menschen lebt und lebendig ist, die sich unterdrückt fühlen und sich nach Freiheit sehnen.

Nach dem furchtbaren Winter ein sonnenwarmer Frühling!
Nach Bedrückung die Freiheit!

Wann finden die nächsten Krankenkassenwahlen statt?

Am Montag, den 15. April d. Js., abends 7 Uhr, sollen im Sitzungssaal des Rathauses in Kattowitz die neuen Vorstandswahlen der Ortskrankenkasse für den Stadtkreis Kattowitz stattfinden. Es soll die Neuwahl des Vorstandes und Wahl einer Revisionskommission erfolgen. Zu wählen sind diejenigen Personen, welche auf der Sitzung des Krankenkassenvorstandes vom 10. Oktober 1927 als Kandidaten bestätigt worden sind. Zur Neuwahl sind 4 Repräsentanten des Arbeitgeber- und 8 Repräsentanten des Arbeitnehmerverbandes, sowie die doppelte Zahl Vertreter vorgeschlagen. Der alte Vorstand stellt keine eigenen Kandidatenlisten auf. Die neue Kandidatenliste der Arbeitgeber und Arbeitnehmer (Versicherten) muß bis zum 25. März d. Js., mittags 12 Uhr, dem Vorstand zugestellt werden. Den Listen ist von jedem Kandidaten eine Erklärung über die Annahme des Mandats beizufügen. Die eingereichten Kandidatenlisten werden alsdann durch den jetzigen Vorstand der Allgemeinen Ortskrankenkasse in der Direktion der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Kattowitz, ulica Dworcowa 17 in der Zeit vom 26. März bis 14. April von 10—1 Uhr und 4—5 Uhr zur Einsichtnahme ausgelegt. Eventuelle Reklamationen sind bis zum 6. April d. Js. an den Vorstand der Allgemeinen Ortskrankenkasse mit Angabe der näheren Begründung einzureichen.

Deutsches Theater. Am Montag, den 4. März, nachm. 4½ Uhr, gelangt als Schülervorstellung „Nathan der Weise" zu ermäßigten Preisen zur Aufführung. Abends 8 Uhr geben die Tegernseer ihre letzte Gastspielvorstellung in Kattowitz. Gespielt wird „Der siebente Bua", ein Schwank mit Tanz und Schuhplattler in 3 Akten von Neal und Ferner. Die Operette „Friederike" kommt am 7. März, abends 8 Uhr, erstmalig zur Aufführung. Montag, den 11. März, wird als Abonnementsvorstellung „Olympia", Lustspiel von Molnar, gespielt.

Verlegung des Schubert-Liederabends. Wegen der im Lyzeum stattfindenden Exerzitien wird der von der Volkshochschule veranstaltete Liederabend der Konzertsängerin Frau Wanda Mazurek Breslau auf den kommenden Sonnabend, den 9. März, verlegt. Der Vorverkauf findet weiterhin in den Buchhandlungen der Kattowitzer Verlags-AG. und von Hirsch statt.

Volkshochschule Kattowitz. Die rhythmisch-gymnastischen Kurse der diplomierten Gymnastiklehrerin Fräulein Swoboda beginnen nächsten Mittwoch, für Kinder vom Alter von 4 Jahren an um 5 Uhr, für Erwachsene von 7½—9 Uhr in der Aula des Lyzeums. Weitere Meldungen in der Buchhandlung von Hirsch sowie beim Beginn der Kurse. Ebenso beginnt Mittwoch abends 8.20 Uhr der englische Zirkel für Fortgeschrittene.

Feuer infolge Unvorsichtigkeit. Im Frühstücksraum des städtischen Schlachthofes in Kattowitz brach Feuer aus, welches durch Herausfallen glühender Kohlen aus dem überheizten Ofen hervorgerufen wurde. In der Nähe des Ofens aufgestapelte Balken und Bretter gerieten in Brand. Das Feuer ist durch die Feuerwehr gelöscht worden. Der Schaden soll nicht groß sein.

Ausgezahlte Arbeitslosen-Unterstützung. Nach einer Aufstellung des Bezirksarbeitslosenfonds in Kattowitz wurden in der letzten Berichtswoche an 7937 Arbeitslose der Stadt- und Landkreise Kattowitz, Pleß, Schwientochlowitz, Lublinitz, Königshütte und Tarnowitz insgesamt 136.528,16 Zloty Unterstützungsgelder ausgezahlt. Zur Auszahlung gelangten: die Staatsbeihilfe im Betrage von 55.859,83 Zloty, die Wojewodschaftsbeihilfe in Höhe von 960,29 Zloty, ferner eine Unterstützung nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz im Betrage von 79.708,04 Zloty.

Ein lästiger Ausländer. Am Kattowitzer Bahnhof wurde am 27. Januar d. Js. der Ehefrau Anna L. aus Kattowitz von einem Spitzbuben ein Handtäschchen mit einem kleinen Geldbetrag und verschiedenen Dokumenten gestohlen. Die Frau bemerkte noch rechtzeitig den Diebstahl und schlug Lärm, worauf der Spitzbube nach dem nächsten Ausgang zu fliehen versuchte. Der Dieb wurde jedoch von einem Polizeibeamten eingeholt und festgenommen. Die Untersuchungen ergaben, daß es sich bei dem Arretierten um einen jugoslawischen Staatsbürger handelte, welcher ohne Grenzpaß nach Polen gelangte. Auf eine Anzeige hin wurde am gestrigen Freitag vor dem „Sond Grodzki" in Kattowitz gegen den Schuldigen, den Abraham Lewy verhandelt. Vor Gericht bekannte sich der Angeklagte zur Schuld. Das Urteil lautete wegen Diebstahl auf eine Gefängnisstrafe von 10 Tagen und wegen unbefugtem Grenzübertritt auf eine Arreststrafe von 10 Tagen. Nach Verbüßung der Strafe wird der Beklagte aus Polen als lästiger Ausländer ausgewiesen.

Eichenau. (Abhilfe ist dringend erwünscht.) Die Eisenbahnüberführung an der Kattowitzer Straße bildet seit Jahren ein störendes Verkehrshindernis, welches von der Bevölkerung als sehr unangenehm empfunden wird. Passanten und Fuhrwerke müssen mitunter über eine halbe Stunde warten, weil auf der Strecke rangiert wird. Gerade jetzt bei der Kälte ist das kein Vergnügen. Aber noch eine andere Schattenseite ist vorhanden. Sehr viele Arbeiter, die zu ihren Zügen wollen, finden die Schranke geschlossen, müssen warten und in der Zwischenzeit ist der Zug auf und davon. So passierte das erst unlängst 20 Arbeitern, die dann zur Schicht nicht mehr zurecht kamen. Für sie ist das ein kaum gut zu machender Verlust. Unter allen Umständen muß daher die Kattowitzer Eisenbahndirektion sich der Angelegenheit annehmen. Eine Aenderung herbeizuführen läßt sich wohl, wenn nur der gute Wille vorhanden ist.

Eichenau. (Kein Ende mit Rohrbrüchen.) Fast alle Tage sieht man die Gemeindearbeiter die Straßen aufreißen, um Rohrbrüche zu beseitigen. Letzthin platzte die Hauptwasserleitung an der Beuthenerstraße. Das Wasser verschaffte sich Zugang in die Kellerräume des Vereinshauspächters Plottnik. Binnen kurzer Zeit stand der ganze Keller unter Wasser. Kartoffeln und an dere Waren wurden vernichtet. Die Feuerwehr wurde alarmiert, welche die ganze Nacht an der Beseitigung des Uebelstandes arbeitete.

Eichenau. (Unterbrechung des Schulunterrichts wegen Wasserleitungsbruchs.) Am 27. und 28. wurde in der Schule 1 der Unterricht unterbrochen. Der Gemeindevorstand hat sofort Schritte unternommen, um die defekten Rohre in der Schule zu beseitigen. Die arbeitslosen Fachleute haben wenigstens bei der enormen Kälte Beschäftigung und die Gemeinde den Schaden.

Börsenkurse vom 2. 3. 1929

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8,91 zł
		frei	=	8,92 zł
Berlin	100 zł		=	47,58 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	212,50 zł
	1 Dollar		=	8,91 zł
	100 zł		=	47,58 Rmk.

Königshütte und Umgebung

Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht.

Vor noch nicht allzu langer Zeit war es, da versammelte sich die Königshütter Kaufmannschaft in Gemeinschaft mit den Handwerkern um sich gegenseitig über die große Not und das schlechte Geschäft zu unterhalten. Es ist immerhin etwas tröstendes, wenn man bei solcher Gelegenheit erfährt, daß es dem lieben Mitmenschen nicht viel besser geht und eine stille Freude macht sich gar bemerkbar, wenn es dem andern am Ende schlechter geht, als einem selbst. Doch damals ließ man es dabei allein nicht bewenden. Indem man sich gemütlich unterhielt kam jemandem der Gedanke auf, mit Rücksicht eben auf diese miesen Verhältnisse eine Versetzung der Stadt Königshütte von der ersten in die zweite Steuerklasse der polnischen Städte zu beantragen. Selbstverständlich winkten dabei besondere Ersparnisse, denn nur aus dem Grunde nahm man besagte Idee sofort auf. Zwar sind sie nicht gerade sonderlich — es handelt sich um eine Ermäßigung der Patentsteuer, die bei den Geschäftsleuten 60 Zloty, bei den Handwerksmeistern 20 Zloty jährlich ausmacht aber weil die so schrecklich heruntergekommen, mit jedem Groschen rechnen müssen, bedeutet für sie der kleine Profit eine gründliche Sanierung. Und das war immerhin wert einen diesbezüglichen Wniosek an die Wojewodschaft zu senden. ohne erst lange nach den Nachteilen einer solchen Umrangierung zu fragen. Die Sache nahm ihren Lauf. Von der Wojewodschaft gelangte der Antrag nach dem Königshütter Magistrat mit der Aufforderung dazu seinerseits Stellung zu nehmen. Und das tat er gründlich. Entrüstet wies man das Verlangen zurück. Wenn heute Bendzin, dieses kleine Nest, als Staaten erster Klasse verzeichnet ist, kann man unmöglich zulassen, daß Königshütte, welches am besten Wege ist, eine Großstadt zu werden, erst hinterher hinkt. Also wanderte das Schreiben mit einem diesbezüglichen Gutachten zurück zur Wojewodschaft. Inzwischen ist freilich eine gewisse Zeit verstrichen; aber jetzt kam der Entscheid dahingehend, daß man sich der Meinung des Magistrats anschließt, d. h. also das Ansuchen der Antragsteller ablehnt. Demgemäß bleibt Königshütte als Stadt in der ersten Steuerklasse und die armen Gewerbetreibenden — nun sie werden deswegen ihr Geschäft nicht auf den Nagel hängen. Der Schaden, den sie erleiden, ist nicht welterschütternd, wohl aber hätten es die städtischen und staatlichen Angestellten gemerkt, denn sie wären dadurch um diverse Zloty in ihren Löhnen und sonstigen Zulagen gekommen.

Bei allem aber ist das Wichtigste, daß der größte Teil unserer alt eingesessenen Geschäfts- und Gewerbetreibenden mit dem erwähnten Antrage gar nicht einverstanden ist, ja davon noch nicht einmal etwas weiß. Beteiligt hieran sind in erster Linie die Zugewanderten, uns allen gut bekannt, die bestrebt sind, das Rad der Entwickelung rückwärts zu drehen. Und dagegen müßen wir uns ganz entschieden wenden. Wenn es schon augenblicklich nicht gut vorwärts geht, aber zurück dürfen wir auf keinen Fall.

Schubertfeier der Deutschen Theatergemeinde. Am Sonntag, abends 8 Uhr, findet im Redensaale eine Schubertfeier mit erlesenem Programm statt. Der Volkschor Königshütte bringt zwei Chöre aus „Rosamunde" sowie den Trauerchor aus der Osterkantate „Lazarus", sowie den „Lindenbaum" zum Vortrag. Ferner wirken die von ihrem Auftreten in der Kattowitzer Sängergemeinschaft bestens bekannte Konzertsängerin Frau Wanda Mazurek-Breslau mit Sololiedern und unsere einheimische Künstlerin Fräulein Magda Krause (Violine) mit. Die Gedenkrede hält der künstlerische Leiter der Veranstaltung, Studienrat Birkner-Kattowitz. Versäume niemand, sich an dieser Schubert-Ehrung zu beteiligen.

Am Altar

Roman von E. Werner.

32)

Franziska neigte etwas betroffen den Kopf. „Sie haben recht, Herr Günther, aber —"

„Herr Günther! Das heißt mit anderen Worten, ich soll gleichfalls auf das vertrauliche, Franziska, und damit auch auf die Jugenderinnerungen verzichten?"

„Ich glaube, es ist besser, wir tun das beiderseitig!" sagte Franziska wie beklommen, indem sie rasch ans Fenster trat und angelegentlich in den Garten hinausblickte.

Ohne ein Wort zu sagen, wendete sich Günther zu seinem Platze zurück und nahm die Zeitungen wieder auf, in denen er vorhin gelesen. Es lag eine Wolke auf seiner Stirn, obgleich die ruhigen Züge sich nicht veränderten; zum Glück machte Luciens Eintritt dem nun folgenden unbehaglichen Schweigen ein Ende. Sie kam, noch ganz erhitzt vom Spiel mit den Kindern, warf mit ihrem ganzen früheren Ungestüm den Hut auf den Tisch, sich selber in einen Lehnstuhl und vergrub den Kopf tief in die Polster desselben.

„Nun, hast du endlich ausgetollt?" fragte Bernhard, von seiner Zeitung aufsehend, dabei aber glitt ein forschender Blick über das Gesicht des jungen Mädchens.

„O, ich tat es nur den Kindern zu Gefallen!" — in Luciens Stimme lag etwas wie tiefe Müdigkeit, „und überdies wußte ich, daß du hier eine wichtige Konferenz mit Fräulein Reich hieltest, bei der ich wahrscheinlich doch nicht geduldet worden wäre."

„Möglich, da du der alleinige Gegenstand der Konferenz warst."

„Ich?"

„Aber, Herr Günther!" unterbrach ihn Franziska, indem sie ihren Platz am Fenster aufgab und sich gleichfalls dem Tisch näherte.

„Ich sehe nicht ein, Fräulein Reich," er legte einen unmerklichen, aber ihr doch verständlichen Nachdruck auf die Anrede, „weshalb wir uns noch länger mit Vermutungen und Befürchtungen abgeben wollen, da wir in Lucie doch jedenfalls die rechte Quelle vor uns haben. Mag sie immerhin eigensinnig sein, eine Unwahrheit ist noch nie über ihre Lippen gekommen, und zur Lüge halte ich sie unter keinen Umständen fähig. Komm zu mir, Lucie!"

Die Augen des jungen Mädchens gingen verwundert und etwas mißtrauisch von der Erzieherin zum Bruder hinüber, aber sie folgte dessen Aufforderung und kam an seine Seite.

„Hast du seit jenem Abend bei Baron Brankow den Grafen Rhaneck gesprochen?"

Bernhard überstürzte sie ganz plötzlich und ohne alle Vorbereitung mit der Frage. Lucie errötete tief und glühend, aber der Bruder hatte recht, sie war zu einer Lüge nicht fähig.

„Nur einmal, am Tage darauf!" sagte sie leise.

„An jenem Tage also, wo du allein im Walde warst?" Günther schickte einen bedeutsamen Blick zu Franziska hinüber, die sich ärgerlich abwandte, denn Luciens Benehmen stimmte freilich verzweifelt wenig zu ihrer Behauptung, der Graf sei dem jungen Mädchen gleichgültig.

„Hat er dir wieder von Liebe gesprochen?" fuhr Bernhard fort.

„Nein!" Es war augenscheinlich, daß das Examen Lucie zu peinigen begann, und daß sie es nicht lange aushalten werde. „Wir sprachen überhaupt nur wenig Worte zusammen. Er bot mir seine Begleitung an."

„Die du annahmst?"

Die Glut floß noch heißer als vorhin über Luciens Wangen. „Ich bin nicht mit ihm gegangen!" sagte sie kurz mit fliegendem Atem, „er blieb auf der Bergwiese zurück — und nun, Bernhard, frage mich nichts mehr: du siehst, dein Verbot ist befolgt worden, ich antworte jetzt keine Silbe mehr!"

Sie preßte trotzig die Lippen zusammen, Bernhard sah wohl, daß ihr kein Wort mehr zu entreißen war, und er kannte seine eigensinnige Schwester zu gut, um hier Strenge anzuwenden.

„Es ist gut!" sagte er ernst. „Mir genügt es, daß der Graf dich nicht begleitete, und daß du ihn seitdem nicht wieder gesprochen hast. Letzteres ist doch nicht der Fall gewesen?"

„Nein!"

„Nun höre einer das Kind an!" sagte Franziska mit unverhehltem Erstaunen. „Wie kommen Sie auf einmal zu diesem energischen Nein, Lucie? Man glaubt Ihren Bruder zu hören!"

Das junge Mädchen wandte sich ab, aber die eben noch so energisch zusammengepreßten Lippen bebten leise. Es war unverkennbar, daß es sie unendlich quälte, jene Begegnung von andern auch nur berührt zu sehen, und nun goß Franziska mit dem besten Willen von der Welt auch noch Oel ins Feuer.

„Aber weshalb wollen sie uns durchaus nicht sagen, was zwischen Ihnen und dem Grafen —"

„O mein Gott, so quälen Sie mich doch nicht immer und ewig mit dem Grafen!" brach Lucie mit einer so leidenschaftlichen Heftigkeit aus, daß Franziska, ganz die Unart der Antwort übersehend, erschreckt auf sie zueilte.

„Dacht' ich's doch, da sind die Tränen wieder!" sagte sie halblaut und wollte das junge Mädchen in ihre Arme nehmen. Aber Lucie schien wenig empfänglich für diese Teilnahme, sie machte sich hastig los, die Tränen versiegten plötzlich, und der Mund zwang sich zu einem Lächeln.

„Ich weine ja gar nicht, durchaus nicht! Aber ich muß jetzt hinüber, mich umzukleiden, da Bernhard in einer halben Stunde mit mir nach C. fahren will. Er zuckt immer so spöttisch die Achseln, wenn ich nicht pünktlich bin, diesmal soll er gewiß nicht auf mich warten!"

Sie war aus dem Zimmer, kopfschüttelnd blickte ihr Franziska nach.

„Jetzt wirft sie sich wieder drüben aufs Sofa und weint! Wollen sie mir nun endlich glauben, daß das Kind unglücklich ist, ohne es sich und uns eingestehen zu wollen?"

Günhter war aufgestanden und ging gedankenvoll im Zimmer auf und nieder. „Sie haben recht! Ich glaubte nicht, daß die Sache so ernst sei! Ihr Interesse für den Grafen scheint mehr zu sein, als eine flüchtige Regung der Eitelkeit, und doch wies sie seine Begleitung zurück! Ich hätte nie geglaubt, daß meine Warnung so tief bei ihr gehen würde."

„Ich auch nicht!" sagte Franziska sehr aufrichtig. „Lucie pflegt gewöhnlich das Gegenteil von dem zu tun, was man ihr anempfiehlt."

„Gleichviel! Ich hätte am liebsten jede Berührung mit den Rhanecks vermieden, indessen der Sache muß ein Ende gemacht werden, ich sehe es jetzt ein! Ich werde mir schriftlich jede fernere Annäherung des Grafen an Dobra und an meine Schwester verbitten. Sein Benehmen auf dem Balle gibt mir das Recht dazu und raubt ihm den Vorwand, sein fortwährendes Erscheinen hier für eine Zufälligkeit auszugeben."

„Tun Sie das!" stimmte Franziska eifrig bei. „Ich wollte, ich könnte Ihnen den Brief diktieren, der Graf sollte da etwas zu lesen bekommen, wie es ihm wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch nicht geboten worden ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Das Lichtfünkchen

Von Kurt Eisner.

Irgendwo in einem fernen fremden Erdteil, vielleicht auch auf einem anderen verloren im Universum kreisenden Stern, grenzen zwei Völker aneinander. Nur ein schmaler Bach, den man in stiller Zeit durchwaten kann, scheidet die beiden Völker; eine Holzbrücke, schwank und morsch führt hinüber.

So eng die beiden Nachbarvölker gesellt sind, sie haben nichts miteinander gemein.

Nur eine Million Seelen zählt das eine, in 50 Millionen entfaltet sich das andere Volk, aber an Land besitzt die eine Million das Fünfzigfache des Raumes, auf dem die 50 Millionen hausen.

In dem Volk der einen Million besitzt jeder eine weite Fläche furchtbaren Landes, jeder Paläste mit zahllosen Räumen, kunstvollen Möbeln und allerlei schwelgerischem Gerät. Indessen die Paläste verfallen — denn die Hände der Besitzer verstehen sich nicht auf Maurer-, Zimmerer-, Schlosser- und Malerarbeit. Die Möbel erblinden und das Gerät rostet, denn ihre Arme reichen nicht aus, um auch nur den Staub von den tausend kostbaren Dingen zu entfernen. Nur ein Fenster halten sie noch sauber, um doch durch die Scheiben in die Sonne sehen zu können. Und die Felder sind dürr oder überwuchert von Unkraut. Nur einige Handbreiten sind mit elenden Korn-, Küchen- und Futtergewächsen bestanden. In den Stallruinen stehen traurig ein paar Stück mageren Viehes, krank und schmutzig; wenn sie es schlachten wollen, probieren sie mühselig mit grausam stumpfen, rostigen und schartigen Messern; denn wer wollte sie wohl, bei der Fülle zu bewältigender Arbeit, immer schleifen und säubern! Fällt der Regen nicht reichlich, so geht auch das wenige zugrunde! Die Kleider, die einmal aus edlem Samt und Gold bestanden haben müssen, sind mürbe, fleckig und häßlich geworden. Die jungen Fräulein sticheln wohl zur Aufbesserung ihres Kostüms seidenen Zierart, aber die Vorräte von Garn sind nur noch spärlich. Ekle Dünste brüten über den Palästen.

In den Kellern hat das Volk, jeder einzelne, unendliche Haufen von Gold und Edelsteinen aufgespeichert. Aber alle Rücken zusammen sind nicht stark und zahlreich genug, um auch nur das gemünzte Gold vom Orte zu bewegen.

In der Erde schlummern ungenutzt gewaltige Lager von Kohle und Erzen — wer vermag sie zu fördern!

Zum Schutze gegen die Feinde haben sie Millionen furchtbarer Kanonen, Maschinengewehre, Flinten, doch wer soll alle die Mordwerkzeuge bedienen? Wahre Gebirge von Pulver und anderen Sprengstoffen türmen sich auf; sie könnten höchstens die ganze Masse auf einmal zur Explosion bringen, aber sie nicht verwerten. In den Häfen der Küste liegen zahllose Panzerkolosse, tot und stumm seit undenklicher Zeit, plumpe, sinnlose Klötze; niemand vermag sie zu heizen, zu lenken.

Finster und feindselig sind die Gedanken dieses Volkes, sie denken an Blut, Zerstörung — sie hassen alles . . .

Jenseits des Baches aber, die 50 Millionen drängen sich übereinander in engen Löchern. Der fleißig bestellte Boden reicht nicht aus, um den Hunger zu stillen. Sie haben kein Geld, keine Schätze, keine Kanonen, Gewehre und Panzerschiffe. Aber ihre starken Arme schaffen ohne Unterlaß. Ach, wenn sie nur Land hätten, Kohle und Erze, Wälder und Wasserkräfte! Doch die Natur, in die sie gebaut sind, ist arm und gibt auch dem Schweiß nur geringe Mittel her. Sie arbeiten alle miteinander, schlafen bei offenen Türen, sie haben nichts, das man ihnen stehlen könnte; und sie lieben sich, es fürchtet nicht der Mensch den Menschen. Darum sind sie wohl auch, trotz allem Elend, so aufrecht, heiter, voll von Sehnsucht und Vertrauen auf ihre Kraft und ihre Zukunft. Heiter sind ihre Gedanken, und sie lachen gern.

Den Forscher und Denker, dem ich von diesen beiden Völkern erzählte, fragte ich, wie er sich wohl das Verhältnis der beiden Völker zueinander dächte.

„Das läßt sich, auch ohne daß ich jemals den Fuß in jene Welt gesetzt, mit astronomischer Sicherheit ermessen. Das Volk der einen Million lebt natürlich in ewiger Sorge, zu verhungern, unter den Trümmern der eigenen Paläste umzukommen. Tag und Nacht schreckt sie die Angst, das Nachbarvolk könnte sie überfallen, diese ungeheure physische Uebermacht würde sich ihrer Schätze und Waffen bemächtigen und die Wehrlosen ausrotten. Es muß furchtbar sein, in der ewigen Furcht solcher Gefahr zu leben; denn dieses Volk der Million hat nichts — außer tote, für sie unnütze Materie —, und die anderen besitzen alles: die Zahl, die Kraft, die Arbeit, den Mut und den hellen, fröhlichen, schaffenden Geist. Und eines Tages werden die 50 Millionen auch den Bach überschreiten — aber nicht als Feinde, sondern als Erlöser —, sie werden all die ungefüge, sinnlose Materie, den toten Reichtum zur Auferstehung bringen: diese Grenzüberschreitung wird das Paradies erschaffen. So ist's, ich wette meinen Professorenkopf darum; es kann nicht anders sein!"

„Das glaubte ich auch anfangs," erwiderte ich, „aber als ich näher zusah, entdeckte ich, daß alles genau umgekehrt war. Sie haben Ihren Professorenkopf verwettet!"

„Unmöglich!" sagte der Forscher und Denker unerschüttert!

„Unmöglich vielleicht, aber jedenfalls wirklich! Die eine Million betrachtete sich als das Herrenvolk, unbesieglich und über allem Rechte und Besitze thronend, unendlich reich, stark, gebietend über die Welt, und fähig, jeden Augenblick die 50 Millionen nach ihrem Willen zu lenken, zu beugen, zu zerschmettern."

„Die Möglichkeit solcher dummen und blinden Einbildungen will ich nicht leugnen. Diese Million war offenbar in ihrer endlosen Not geistig entartet und unterlag den Halluzinationen des Größenwahnsinns. Auf solchem Boden mußte ja jede geistige Erkrankung wuchern. Indessen, diese Wahnvorstellungen gingen die anderen nichts an. Sie lachten darüber.

„Keineswegs! Die eine Million dachte nur, was die 50 Millionen fühlten. Dieses große und rüstige Volk von 50 Millionen lebte in dem Gedanken, daß es ohnmächtig sei, jederzeit von den Nachbarn völlig zertreten werden könne. Sie fürchteten das Gold, das Land, die Kohle, die Waffen der einen Million!"

„Aber das war doch samt und sonders wesenloser Spuk!"

„Das glaubten die anderen keineswegs. Zwar fühlten sie das Unerträgliche, daß alle ihre Kraft, alle ihre Arbeit ihr Elend nicht linderte, aber sie sahen kein Mittel, das Glück und die Macht zu erobern. Ihnen fehlte ja alles."

„Fehlte? Sie brauchten doch nur hinüberzugehen und zu holen, was sie brauchten. Wer hätte ihnen widerstehen können?"

„Sie sind schließlich auch über den Bach gegangen. —"

„Nun also," triumphierte der Forscher und Denker.

„Und sie erneuerten für jene die Paläste, bestellten für jene die Aecker, holten für jene die Schätze aus dem Boden, schleppten für jene das Gold und bedienten für jene die Kanonen, Gewehre und Panzerschiffe. Ganz wehrlos, ganz ohnmächtig fühlten sie sich, schmachteten in Elend und Not. Und die Besten unter ihnen marterten sich die Köpfe, welche Mittel es wohl für sie gäbe, der Uebermacht der einen Million Herr zu werden. Sie ersannen sich hundert Methoden und verwarfen sie alle wieder als unmöglich, als zwecklos."

„Sie reden von einem Reich des Wahnsinns," lachte der Denker und Forscher.

„Ich rede von gestern und heute und morgen, von euch und uns, von einer Wirklichkeit, die Ihren Wahnsinn als die Vernunft, und Ihre Vernunft als den Wahnsinn gesetzlich festlegte!"

„Das ist tolle Phantasie," — erklärte der Professor — „Gespenstergeschichten aus Nebelheim, wo man den Golem als Gott fürchtet. Die 50 Millionen hatten doch alle Mittel der Macht, und die eine Million keines. Was brauchten die 50 Millionen da erst nach Wegen zu suchen, sie erstickten ja fast im Ueberfluß der Machtmittel!"

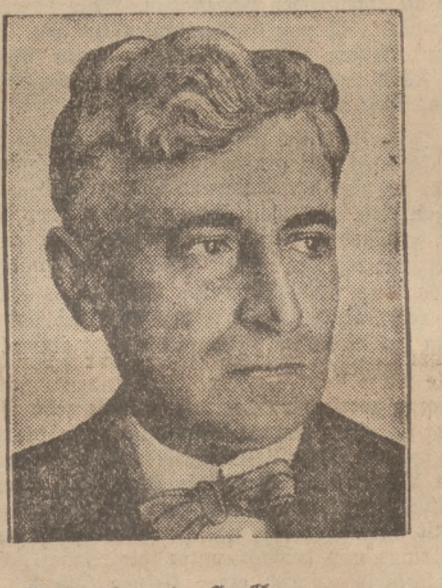
„Ja," sagte ich, und das Blut drang mir zum Herzen, „sie hatten wohl alle Mittel, aber es fehlte ihnen das Mittel, das einzige Mittel, die Welt für sich zu erobern: das kleine winzige Lichtfünkchen, das die Macht über alles Elend bedeutet, das Fünkchen, das im Gehirn aufleuchtet: die Erkenntnis."

(Aus „Welt werde froh!", Verlag Büchergilde Gutenberg, Berlin.)

Das Lotterielos

Von Richard Huelsenbeck.

Das war in der Kneipe zu Burridans Esel im Hafenviertel von St. Franzisko. Tom Barker und Ball Goose saßen hinter den klirrenden Eiscremesodagläsern. „Verfluchte Zeit" sagte Bill. „Ganz blöde Zeit" meinte Tom. Darauf kam der Kellner und goß ihnen aus einer dicken bauchigen Flasche etwas Scharfes in die Gläser. „Es wird besser" sagte Bill. „Die Sonne scheint" meinte Tom. Sie saßen eine zeitlang schweigsam und horchten auf den Straßenlärm; der Kellner, ein Mann mit einer Narbe quer über das Gesicht, bewegte sich lautlos hinter der Bar, auf der eine Reihe von Milchtöpfen friedlich rasteten.



Bernhard Kellermann

kann am 4. März seinen 50. Geburtstag feiern. Seine Romane, von denen nur „Yester und Lie", „Ingeborg", „Das Meer" und „Der Tunnel" genannt seien, haben ihn weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht.

„Also neulich", begann Bill, „ist mir was Merkwürdiges passiert. Ich liege in meinem Bett in dem Zimmer in der Jettystreet, weißt du, bei der Wirtin, über die du dich so lustig gemacht hast. Da läutet das Telefon . . ."

„Nein . . ." schnarrt Tom.

„Ich sage dir, es war das Telefon. Aber das ganz Merkwürdige ist die Zeit, zu der das Telefon rasselte. Es mochte ungefähr 3 Uhr nachts sein . . ."

„Oh . . ."

„Das setzt dich natürlich in Erstaunen, aber es war 3 Uhr nachts, mein Junge, ich gebe dir mein Ehrenwort. Eine dicke schwarze, unheimliche Nacht. Als das Telefon rasselte, ging es mir kalt den Rücken herunter. Was kann in so einer unheimlichen Nacht nicht alles passieren? Wie? Ich drehe mich in meiner vertrackten Bettstelle um, daß sie knackt, wie wenn man Brennholz über dem Knie zerbricht. Ich drehe mich also in meiner vertrackten Bettstelle um, ziehe mir die Unterhosen an, gleite in meine Pantoffeln und dann . . . die Treppe hinunter ans Telefon. Der Kopf rauchte mir. Weiß nicht, ob das von dem Whisky gekommen war, den Fred uns in die Milch gegossen hatte oder ob die Angst mir im Schädel saß. Ich also ans Telefon und den Hörer abgenommen . . . Hallo, hier Bill Gooß . . ., was meinst du, wer am anderen Ende steckte . . .?" „Soll ich wissen", murrte Tom und stierte in seinen gepfefferten Eiscremesoda.

„Hier Lotterieeinnehmer Spot . . . William Spot . . . Du weißt, der Mann mit der blauen Nase, der immer mit aufgerissenem Maul geht, als wenn er Wert darauf legte, den Wind zu schlucken . . ."

„Was war also los? Warum spannst du mich so auf die Folter?"

„Was los war, Tom? Was los war? Du wirst dich wundern, daß ich noch hier sitze. Wenn es richtig zuginge, könnte ich jetzt schon auf eigener Jacht durch die Meere gondeln oder mir einen Luxuswagen kaufen oder 'nen Zirkus mieten für mich ganz alleine . . ."

„Du bist übergeschnappt . . ."

„Weißt du, was er gesagt hat . . .? Haben Sie nicht neulich bei mir das Los Dreitausendfünfhundertsechsundachtzig gekauft? Sind Sie nicht vielleicht Bill Goose, der Mann, der neulich wegen Betrunkenheit sechs Wochen Gefängnis abgesessen hat . . .?"

„Aahaha . . ."

Das Letztere ist mir weniger angenehm zu hören, aber der Bill Goose bin ich und das Los habe ich auch gekauft. Es liegt unter meinen Strümpfen in der Nachttischschublade. Aber nun will ich wissen, Mister Spot, warum Sie mich zu so ungewöhnlicher Zeit anläuten . . . „Weil Sie das große Los gewonnen haben, Mann . . ." schreit er, und ich falle fast in Ohnmacht . . . eine Million Dollar — ich falle fast in Ohnmacht, als ich das höre . . . das große Los. . . .

„Weißt du vielleicht, was das bedeutet, Tom . . .?"

„Wo hast du das Geld?" fragt Tom sachlich.

„Das Geld? Mensch, laß mich auserzählen. Ich taumele zurück. Das Vieh in den Stock Yards kriegt einen Schlag vor den Kopf. Du weißt es . . . so taumele ich zurück, der Hörer klatscht gegen die Wand. Ich komme, ich komme, Mister Spot, röchele ich ins Telephon . . . ich komme, mir meine Million abzuholen . . . hm . . ."

Tom hat die Hand von seinem Milchglas fortgenommen und starrt Bill an. Bill fuhr fort:

„Die Treppe hat Stufen, gut . . . ich sehe keine Treppenstufen . . . was soll ich Treppenstufen sehen . . . ich fliege, Tom . . . ich bin ein Jagdhund . . . die Zunge hängt mir aus dem Hals . . . mit einem Griff an den Nachttisch, die Strümpfe weg . . . wollt ihr wohl weg, ihr verdammten Fußsäcke . . . also das Los . . . . das Los dreitausendfünfhundertsechsundachtzig . . ."

„Wo war das Los? . . ."

„Es war natürlich nicht da . . ."

„Habs mir gedacht . . . hast's versoffen . . . verloren, verspielt . . ."

„Ich hatt's verliehen . . . einer . . . weißt du, der Apfelsinenverkäufer aus der Goldenen House Street hatte mir fünf Dollar darauf geliehen . . . . es fiel mir ein . . . wischte mir den Schweiß von der Stirn . . . eine Million Dollar, Junge, Junge . . . also . . ."

„Was nun . . .?"

„Was nun? Wie dumm du fragst . . . ich las in der Nacht . . . es war eine dicke gefährliche Nacht mit einem Nebel, wie er hier sehr selten vorkommt. Während ich renne, höre ich die Polizeipfiffe an den Ecken, eine große Uhr schlägt über mir... oder ist's ein Lautsprecher . . . wo wohnt der Apfelsinenverkäufer... er wohnt in einem Keller... selbstverständlich... ich weiß, daß er in einem Keller wohnt . . ich habe ihn ein Dutzendmal gesehen . . . gar nicht weit von der Jetty Street entfernt . . . hm . . . nun bin ich vorbeigelaufen . . ich laufe im Kreise herum wie ein Zirkuspferd . . . meinst du, ich finde den Keller . . .?"

„Hm . ." sagt. Tom. Er umkrampft wieder das Milchglas.

„Dann sind da Leute... eine Menge Menschen. Wo kommen die Menschen zu dieser Nachtzeit her? In meiner Wut spreche ich einen schäbigen kleinen Burschen an, der so aussieht wie der Tom Burden, du kennst ihn, den gerissenen Knaben von der Asphalt-Versicherungskompagnie. Ich sage scharf: „Wie kommt es, daß Sie zu einer Zeit, in der anständige Menschen auf dem Rücken in ihren Betten liegen, hier beschäftigungslos auf der Straße stehen?" Der Kleine ist keineswegs ängstlich, nähert sich mir, faßt mich an einen Westenknopf und hebt sich auf die Zehen, um mir was ins Ohr zu sagen. Es handelt sich um den buckligen Apfelsinenverkäufer, sagt er . . ."

„Na, der Teufel auch . . ."

„Derselbe, schrei ich, dem ich mein Los geliehen habe? Ich weiß nichts von Ihrem Los, meint der Kleine, es geht mich auch einen Dreck an, aber was den Apfelsinenverkäufer betrifft, so wird er von der Polizei wegen Mordes gesucht. Er hat seine Frau mit einem Beil erschlagen. Sehen Sie, da hinten kommt eine ganze Schar von Schutzleuten, sie wollen ihn einkreisen und überrumpeln . . . der Kleine dreht sich ab, die Menge schwillt an. Ich denke, er hat sie wegen des Loses erschlagen . . . Himmeldonnerwetter . . .!"

„Das wird ja immer besser . . . aber wo ist das Geld?"

Warte noch ein bißchen. Als ich so unter den Leuten stehe, die murmeln wie eine Anzahl Wasserfälle, schreit einer „Da hinten läuft er . . ."

„Er lief da wirklich . . .?"

„Ich sehe auch jemand laufen, eine kleine, bucklige Gestalt . . . er ist es . . . er kann's nur sein . . . ich mache einen mächtigen Satz . . . he . . . meine Beine hämmern die Straße... die Häuser fliegen an mir vorbei . . ich werde immer wütender . . . einmal schlage ich mit der Hand gegen eine Laterne . . . bum . . . es blutet . . . aber der Buckel rückt näher . . . da... da . . . noch einmal . . . bautz . . . da . . . jetzt hab ich ihn ."

„Du hast ihn wirklich bekommen . . .?"

„Ich habe ihn wirklich bekommen . . . ich schrie . . . gib mir das Los, Halunke . . . das mit deiner Frau geht mich nichts an . . ."

„Und die übrigen Menschen, die Polizei . . .?"

„Waren weg . . . die Straße leer . . . er sagt, ich habs nicht . . . ich bringe dich um, Halunke, schreie ich . . . wir packen uns, wir ringen . . . er kann mir nicht lange widerstehen . . . er ist klein und bucklig . . . ich schüttele ihn durch, gebe ihm einen Klaps gegen den Kopf und lege ihn wie ein Paket auf die Straße . . ."

„Teufel nochmal . . .“

„Hm . . . und dann ziehe ich ihm das Los aus der Westentasche . . . es war das Los Dreitausendfünfhundertfünfundachtzig . . .“

Tom fängt an, fürchterlich zu grinsen.

„Ich hatte mich geirrt . . . Mister Spot hatte sich geirrt.“

„Aber die ganze Sache ist doch ein Traum, nicht wahr?“

„Natürlich, es war ein Traum, Tom . . . ich erwachte schweißtriefend in meiner Bettstelle . . . es war ein Traum, Tom . . . aber doch eine sehr, sehr merkwürdige Sache . . .“

„Warum merkwürdig, alter Esel . . .?“

„Weil das Los Dreitausendfünfhundertsechsundachtzig gewonnen hat. Ich erfuhr es am folgenden Tag aus den Zeitungen, eine Million.“

„Da bleibt einem die Spucke weg . . .“

Der Kellner bringt neue Milch mit Whisky; Tom und Bill reden von anderen Dingen, sie betrinken sich langsam.

Die Welt — vom Krankenbett aus

Fünf Tage — endlose Zeit. Untätig zu liegen: immer an die Decke zu stieren; ein wenig seitwärts, an die weißgetünchte Wand. Manchmal für Minuten die Augen zu schließen, nur um sie wieder zu öffnen... und diese paar monotonen Quadratmeter Raum im Blickfeld zu haben!

Verzweiflung! Wie langsam die Stunden, die Viertelstunden, die Minuten verrinnen! So sinnlos hier zu liegen, hilflos dem unendlichen Zug zweckloser Gedanken ausgeliefert zu sein; den unmöglichsten Dingen nachzusinnen... Dabei wartet so viel Arbeit, daß sie getan werde; mahnt im Bewußtsein wie ein Versprechen, das man leichtfertig brach.

Draußen vor dem Fenster, zwischen dem schmalen Ausschnitt, den der Häuserschacht freigibt, segelt eine rosarote Wolke am Abendhimmel... Morgen werde ich aufstehen und übermorgen gleich hinunter zum Fluß gehen, an seinen Ufern spazieren. Noch niemals — nur in dieser Sehnsucht des Kranken — war er so breit und gewaltig, nie hat er so stolz seine Wassermassen gewälzt, und wo er sich durch die Brückenbogen zwängt, schäumt er bald so gewaltig wie der Ohio.

Ohio! Wie lange ist es schon her, daß wir mit jenem alten klapperigen Raddampfer von Madison nach Covington fuhren. Es war an einem Junimorgen; über der flachen Landschaft hing noch das graufahle Licht der Frühdämmerung, und die Moskitos surrten und sirrten ihr blutrünstig Lied im nahen Uferried.

Und jetzt — verteufelt! — liege ich hier im Bett, in einem weißen Zimmer, seit Tagen: untätig, aber voll böser Unruhe.

*

Wie jämmerlich bin ich Kreatur, ich Mensch, wenn der Kadaver, der armselige Körper, nicht mittut. Es hilft nichts ihn zu mißachten, um gesund zu werden. Im Gegenteil!

Predige einer noch einmal, daß der Geist alles, der Körper nichts sei. Falschmünzer! Er soll die schlaflosen Nächte ertragen: von Hitze- und Kälteschauern geschüttelt, von Hustenkrämpfen hin und hergeworfen, vom Orgelpfeifen der Bronchien unterhalten werden — und dann noch den Mut haben zu sagen, daß der Körper nichts sei!

Wie erbärmlich ist diese Kreatur Mensch, wenn Krankheit sie packt.

Jetzt in diesen Tagen, da ich armselig hier festliege, wandert Freund R. in den Vogesen. Heute früh kam eine Karte vom Donon. Sind es wirklich erst vier Monate her? Hoch, zwischen schwarz-grünen Tannenwäldern auf der Terrasse des Gasthauses saßen wir: drunten, irgendwo im Dunst, hinter vielen Wegbiegungen lag Straßburg.

Sahen wir nicht am Abend vorher das Westtor des Münsters sich klingend heben wie eine kostbar reiche Kulisse im Hintergrund der alten schmalen Gasse? Und ist es in dieser Stunde noch wahr? Schlenderten wir wirklich — es war schon spät in der Nacht und kaum war das Glück der Verbundenheit zu tragen — an der Ill, dem erinnerungsreichen Fluß, der viele Jugendträume durchströmt, der Vergangenheit und Gegenwart verschmolz.

Jetzt ist R. in den Vogesen, und ich liege da... Was ist Schönheit der Erinnerung? Nur Qual einer matten und irren Gegenwart.

*

Ob R. wohl den N. getroffen hat? Jener war immer mein Feind! Schon in der Schule war er ein Kriecher. Aber die Frauen liebten ihn. Seine falsche Dämonie...

Ich will nicht weiterdenken. Jeder Einfall wird bitter und schwach.

Ich will lesen... aber das Buch, die geliebten vertrauten Verse, klingen nicht. Etwas von Arzneigeruch schwebt über den Worten. Ich kann nicht lesen...

Ich muß mich aufraffen. Die Dumpfheit der Kissen macht mich rasend. Ich will sehen, ob nicht der Geist den Körper besiegt!

*

Hier liege ich wieder. Ich war auf, wollte durchs Zimmer ans Fenster gehen... Alles kreiste und schaukelte.

Das Gehirn verweigerte den Dienst, die Knie schwankten. Schwach und zehrend fließt das Blut durch den Körper. Ich will nichts mehr verlangen, als den armen Kopf in die Kissen zu betten, den Körper einzuhüllen in die zärtliche Decke. Und ruhig liegen, warten, bis die Krankheit geht und sie kommt: die köstliche Befreiung, die Gesundung.

Nur schlafen, schlafen.

Kurt Offenburg.

Schuld war der Nebel

Von Friedrich Sieburg.

In einem feinen, prickelnden Regen lag die weiße nordische Nacht. Unbeweglich, nur von den senkrecht stürzenden Tropfen betupft, stand das Meer zwischen den Schären. Die Wasservögel schliefen, schwach klatschte die Flut an die Boje, von der wir das Motorboot losmachten. Es war ein Uhr nachts. Die kleinen bunten Holzhäuschen am Hafen von Midtvaag standen regungslos mit geschlossenen Läden da und schienen noch einmal so bunt in diesem sonderbar scharfen und glanzlosen Licht der Polarnacht. Ueberall an den Dachrändern hingen weiße Fische und blutige Fetzen Walfischfleisch zum trocknen. Eine Katze strich über die Gassensteine und rieb ihr nasses Fell an den Klippfaschballen.

Erst das Puffen unseres Petroleummotors zerriß die Stille, laut echoten die Schläge gegen die Felsen. Wir hatten viel einzuladen, zehn Tage wollten wir fortbleiben und auf Tindholm Vögel schießen. Tindholm ist eine kleine Insel, fast nur eine steile Schäre am östlichen Rande der Färöer. Sie ist unbewohnt, nur eine Hütte ist darauf für die Jäger, die jedes Jahr hinübergehen, um die Vögel abzuschießen. Diesmal hatten wir einem Bauern das Abschußrecht für diesen Sommer abgemietet, wir versprachen uns viel von diesen zehn Tagen Robinsonade, Ole und ich. Wenn nur das Wetter gut werden wollte! Aber alle Anzeichen sprachen dafür.

Wir fuhren um die Südspitze der Insel Vaagö, die Strömung verstärkte unsere Geschwindigkeit, das kleine Beiboot, das hinten nachschleppte, sauste aufrecht wie ein Zeigefinger durch den Strudel. Wir waren im offenen Ozean, der Regen ließ nach, hinter uns traten blau und grün, gezackt und breit, stürmisch und schwer die ganzen Inseln hervor, Kolter, spitz wie eine Nadel, Gestö, abgeplattet wie ein Schrank, die Schneegipfel von Sandö, der Kegel des kleinen Dimon, und weit im Süden die schweigende Pracht der Suderö.

Wir froren. Ole zog seine flache Whiskyflasche heraus, wir tranken einen Schluck: Nikloie, unser Bootsmann, lehnte ab, er ist mäßig wie alle Färinger. Gegen vier Uhr nahmen wir Kurs nach Norden und lagen eine Stunde später vor Tindholm, luden unsere Last ins Beiboot um und versuchten die Landung. Tindholms Ufer sind steil, nur an der Ostseite, wo eine Basaltwand vor Zeiten ins Meer gestürzt ist, kann man sich von der Brandung durch die Klippen werfen lassen. Nikloie sprang mit dem Tau ums Handgelenk ins Wasser und schleppte uns in die sichere Bucht. Wir trugen unsere Sachen bis zur Hütte, räumten den Torf aus, der den ganzen Boden bedeckte, dann kochten wir für den Bootsmann und uns einen Tee.

„Heute ist der 2. Juli,“ sagte Ole zu ihm, „vergiß nicht, uns am 12. abzuholen. Vergiß es um Gottes willen nicht!“ Nikloie lachte, „keine Sorge, ich will schon pünklich sein. Aber soll ich nicht lieber schon am 8. kommen oder übermorgen?“ — Ole war entrüstet, diesen Zweifel an unserer Geduld ertrug er nicht. Der Mann schwieg und lächelte. Ach, hätte ich ihm doch gesagt: „Hole uns morgen!“

Eine Stunde später waren wir allein. Sich einzurichten macht immer Vergnügen und so verging der Vormittag ganz angenehm mit dem Reinigen der Hütte, die aus rohen Feldsteinen geschichtet, aber innen mit Holz gut verkleidet ist, mit dem Aussuchen der besten Torfstücke für die Feuerung, mit der Festsetzung des Speisezettels für die nächsten Tage. Butter, Schwarzbrot, Eier, Büchsenmilch, Mehl und ein paar Dosen schottischen Blumenkohl hatten wir mitgebracht, an frischem Geflügel würde ja kein Mangel sein.

Nach dem Frühstück schliefen wir ein paar Stunden und machten uns dann an die Erforschung des Jagdgeländes. Die Sonne hatte sich durchgesetzt, ein scharfer Westwind warf das Meer gegen die Klippen. Die Insel w[illegible] bald umgangen. Ihre Basaltformationen sind von vulkanischer Unregelmäßigkeit, man kann hier Geologie lernen. Die Eisgürtel der Eiszeit haben dies Gestein sonderbar zusammengequetscht. Basaltbänke liegen quer wie ungeheure Treppen, Basaltsäulen steigen senkrecht wie riesige Orgelpfeifen. Am merkwürdigsten sind jene einzelnen Klippen, welche wie gigantische Zähne einige Meter vom Ufer entfernt aus dem Meere ragen. Sie heißen „Drangar“ (Kerle), und sind die eigentlichen Vogelfelsen. Ihre innere, der Insel zugewandte Seite ist von hunderttausenden von Vögeln besiedelt, welche auf kleinen Rissen und Vorsprüngen ihre Nester haben und im ständigen Aus- und Einfliegen ein wahnwitziges Gekreisch und Geschrei machen.

Der Jäger seilt sich oben auf der Uferklippe an und läßt sich hinab. Er trägt ein großes Netz an einer langen Stange, mit welcher er sich von der Felswand abstößt. So, schwingend, springend, schaukelnd, die himmelhohen Felsen über sich, den weißgequirlten, brüllenden Strudel unter sich, fängt er die Vögel wie Schmetterlinge im Netz. Diese Jagd ist die gefährlichste, die man sich denken kann. Nachstürzendes Gestein hat schon manchen erschlagen, mehr als einmal hat das Seil sich durchgescheuert und der Mann hat in diesem Höllengetose nicht einmal seinen eigenen Todesschrei gehört.

Ich ging zuerst hinunter und landete zehn Meter unter der Brandung in einer kleinen Aushöhlung, in die seit der Schöpfungsstunde der Ozean seine höchsten Spritzer wirft. In einer seltsamen Verzerrung sah ich die Welt, hoch über mir war ein kleiner Ausschnitt himmelblau, um mich die ewig feuchten Felswände mit ihren gradlinigen Rissen und Sprüngen, Vögel beäugten mich ruhig und boshaft, unter mir donnerte die Woge gegen die Basaltorgeln. Durch einen kleinen Riß sah ich weit, weit das sommerliche Meer.

Ich muß gestehen, daß ich die Jagd selbst barbarisch, eintönig und roh fand. In zwei Stunden beinahe hundert Alken, Lunten und Seepapageien im Netz zu haben, ihnen die Hälse umzudrehen und sie in einen Sack zu stopfen, mag für denjenigen Reiz haben, der jeden Vogel mit fünfzig Oere bezahlt bekommt. Ole, der nach mir herunterging, hatte eigentlich den gleichen Eindruck. Als ich seine ungeheure Last nach oben gezerrt hatte, war er ebenso verstimmt wie ich. Wir waren uns einig, daß man damit keine zehn Tage verbringen könnte. Vögel auf dem Wasser zu schießen ist ein unerschöpfliches Vergnügen, aber dies? — Nein. Allein die ganze Frage sollte eine überraschende Lösung finden.

Als wir am andern Morgen erwachten, durchfuhr es uns kalt: draußen war Nebel. Nebel auf den Färöer, das bedeutet undurchdringliche Dämmerung, feuchte Wesenlosigkeit, den Verlust von Zeit und Raum, weiße Blindheit, milchiges Nichts. Die Postdampfer liegen oft zwei Tage auf der Reede von Thorshavn und können die Stadt nicht finden, sie tasten sich mit dem gellenden Echo ihrer Schiffspfeifen Schritt für Schritt durch die Felswände und gehen weiter nach Island, ohne die Färöer überhaupt gesehen zu haben. Oder Hirten werfen sich ratlos im Felde hin und entdecken am anderen Morgen, daß sie die Nacht vor der Schwelle ihres Hauses verbracht haben, ohne es zu sehen. Es ist die lichteste Finsternis, die ebenso plötzlich geht, wie sie gekommen ist. Aber wann?

Mit unserer Jagd war es nun zu Ende, das sahen wir ein. Wir waren nicht besonders unglücklich darüber. Aber wir ahnten, daß wir zu einer schrecklichen, regungslosen Untätigkeit überhaupt verdammt sein würden. Der Bootsmann kam in neun Tagen. Neun Tage! Was konnten wir tun? Beim ersten Gang ins Freie fühlten wir gleich aufs Nachdrücklichste, wie sehr wir an einen Fleck gefesselt waren. Alle Augenblicke standen wir vor Abgründen, Rissen und Schluchten und Stürzen, in deren Tiefe der Nebel friedlich, licht, von etwas blasser Sonne beleuchtet, lag. Nach einem Versuch von einer Stunde, uns auf dem kleinen Eiland zu bewegen, kamen wir in Schweiß gebadet, auf allen Vieren kriechend, vor unserer Hütte an. Wir wagten nicht mehr, Schritte zu machen. Wir vermuteten überall einen Absturz.

Ich will die nächsten Tage nicht schildern, sie vergingen qualvoll. Wir rauchten, wir kochten, wir erzählten uns Geschichten, die wir schon kannten, wir schnitzen an Holzstückchen herum, wir wuschen uns zwanzigmal am Tag, wir zeichneten, wir machten eine Puppe aus Vogelfedern, wir schliefen, wir langweilten uns. Der Nebel wich nicht. Nacht und Dunkelheit gab es nicht, da es ja Sommer war. Vom vielen Dösen waren wir schon ganz dumm.

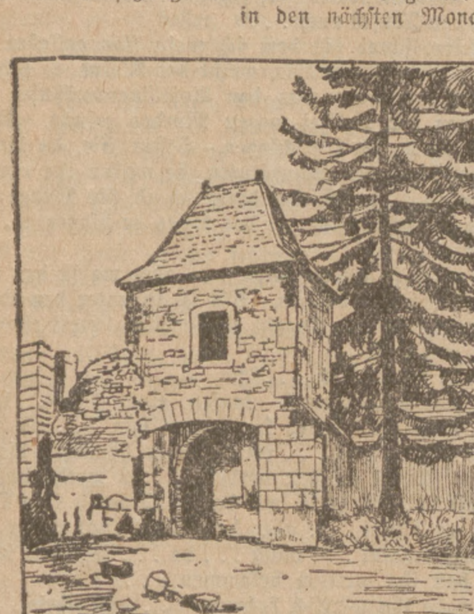
Am dritten Tage entdeckte Ole an der Wand, die mit allen möglichen Bildern und Zeitungsausschnitten beklebt war, eine Postkarte, auf welcher die Zöglinge einer Fachschule in Schweden dargestellt waren. Es war eine gute Photographie. Weiß Gott, wer sie hier gelassen hatte! Zwölf reizende junge Mädchen waren darauf zu sehen, alle zeigten lächelnd ihre Zähne und strahlten in ihren weißen Kleidern. Dieser Fund war ein Erlebnis. Stundenlang studierten wir dies Bild, betrachteten die Züge der jungen Schwedinnen, gaben ihnen Namen, erfanden ihre Lebensgeschichten, fingierten Unterhaltungen mit ihnen und stritten uns, welche die schönste sei. Bald kristallisierte sich unser Interesse auf eine, die kleiner war und zarter als alle anderen. Offenbar hatte sie, trotz ihrer hellen Haare, ganz dunkle Augen, ihr Köpfchen hielt sie etwas schief, sie lächelte nachdenklich. Wir schütteten die ganze Fülle unserer entfesselten Phantasie über sie aus, wir nannten sie Tove, wir erzählten ihr unser Leben, wir liebten sie.

Ja, wir liebten sie. Und das war vom Uebel. Denn wenn zwei Männer auf einer einsamen Insel — im Nebel — ein Mädchen lieben, das außerdem gar nicht vorhanden ist, so muß ja Unglück entstehen. Zunächst fand Ole, daß man ein so kleines Bild nicht zu zweien besehen könne, darauf meinte ich, daß es überhaupt lächerlich sei, ein Bild auswendig zu lernen, worauf er das Bild in die Tasche steckte, was zur Folge hatte, daß ich mich auf ihn stürzte. Er meinte, es sei ja nur Spaß. Ich war derselben Ansicht. Trotzdem begann Ole mich langweilig zu finden, ich fand ihn egoistisch; beides hatten wir früher nicht bemerkt. Er belauerte mich, wenn ich kochte und meinte lachend, ich wolle ihn vergiften. Ich dagegen wich ihm aus.

Nach drei Tagen — Ole kam gerade mit einer von Nebel triefenden Jacke vom Spazierenkriechen nach Hause — schwur ich ihm, daß ich Towe heiraten wolle. Er erblaßte. „Du kannst sie ja gar nicht ernähren!“ „O,“ rief ich, „besser als du! Ich brauche bloß zu wollen. Ich gehe als Korrespondent nach Schanghai!“ „Mit Tove?“ fragte Ole höhnisch, „die wird sich schön bedanken. Du kennst die Schwedinnen nicht. Außerdem bist du Deutscher.“ „Was heißt das?“ rief ich. „Die Schweden schwärmen für Deutschland!“ „Früher,“ entgegnete Ole. „Früher, aber neuerdings hat sich vieles geändert.“ Kurzum, wir bekamen einen richtigen Streit. Beim Essen sprachen wir kein Wort. Die Stunden wurden nun zu einer wahren Tortur. Ich spähte den Himmel ab, ob der Nebel nicht weichen wollte. Nichts! Weißgelber Dampf, wässrige Einsamkeit ringsumher. Auf den Bootsmann war nicht zu rechnen. Selbst wenn er unsere Not ahnte, konnte er es nicht wagen, sich bei diesem Wetter durch die Klippen und Sären zu tasten.

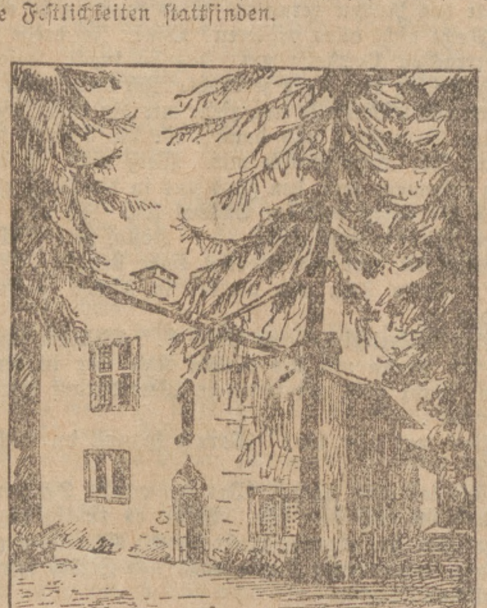
Zur 500-Jahr-Feier des Heldenzuges der Jungfrau von Orleans

der in der Entsetzung des von den Engländern belagerten Orleans am 29. April 1429 seinen Höhepunkt fand, werden in den nächsten Monaten in Frankreich große Festlichkeiten stattfinden.



Das französische Tor in Vaucouleurs

von wo Johanna ihre Reise an den königlichen Hof nach Chinon antrag, um von Karl VII. den Oberbefehl über das Herr zu erbitten.



Das Geburtshaus Johannas in Domremy

wo die Heldenjungfrau als Tochter einfacher Landleute 1412 geboren wurde.

Ich denke heute an diese Tage nur mit Beschämung zurück. Tove war ja nur ein Anstoß, um uns zu beweisen, wie wenig Geduld selbst die besten Freunde miteinander haben, wenn sie ganz aufeinander angewiesen und die Nerven belastet sind. In der Tat, die Nerven taten uns weh, diese stumpfsinnige, feuchte, weiße, helle Finsternis, die eine so merkwürdige krankhafte Stille ergab, daß der scharfe Schrei der Strandelster darin wie ein Stich wirkte, machte uns ganz wund und elend. Wenn ich morgens aufwachte und sah durchs schmutzige Fenster nur glibbriges Nichts, so konnte ich Minuten lang leise jammern wie ein Kind, bis Ole wütend wurde und mit dem Stiefel warf.

Die ganze Kehrseite der menschlichen Beziehungen trat hervor. Wir zeigten uns, wie schlechte Freunde unter Umständen voneinander denken können. Ich entwickelte Genie darin, Oles Schweigen boshaft zu interpretieren, er fand mein Lachen scheußlich, hysterisch und widerwärtig.

Am sechsten Tage saßen wir uns schweigend am Tisch gegenüber und aßen. Toves Bild lag zwischen uns. Wir sprachen schon lange nicht mehr von ihr, aber wir dachten an sie, jeder für sich. Wir machten Reisen mit ihr, wir gingen mit ihr ins Theater, wir saßen vor einem Landhaus in der Morgensonne mit ihr unter einem rotweißen Schirm und frühstückten. Wir waren jeder weit weg. Plötzlich ließ ich — weiß Gott ohne Absicht — eine ganze Sardine, die von Oel triefte —, auf das Bild fallen. Der Fisch deckte Tove zu, das Oel floß geschwind bis an den Rand des Papiers. Ich erfror vor Schreck. Dann schrien wir beide gleichzeitig, schimpften laut und ohne Hemmung, sagten uns die Meinung, packten uns, schäumten und machten uns gründlich Luft. Keiner konnte ein Wort vom anderen verstehen. Oles Hände zuckten, er nahm sein Dolchmesser vom Tisch auf und stieß es durch die Sardine, durch das Bild, durch Tove tief in den Tisch hinein. Das Messer zitterte leise. Wir hörten mit einem Schlage zu schreien auf. Wir waren blaß und starrten uns in die Augen.

In diesem Augenblicke ertönte draußen ein Schuß, ein zweiter, noch einer. Wir sprangen au. Der Nebel war in Bewegung geraten, wir sahen schwach die Klippen, das Wasser glänzte auf. Ueber Vaagö lag der Nebel noch wie eine Bank. Aber über unserer Insel zerriß er, rollte er, stieb er, floh er.

Wer hatte geschossen? In der Bucht lag ein Ruderboot. Einige Minuten später trat der Arzt von Midtvaag in unsere Hütte. Das Gewehr in der einen Hand, in der anderen ein Bündel toter Vögel. Vaagö war schon den ganzen Tag vom Nebel frei gewesen, da war er schleunigst auf die Jagd gegangen. Er lachte, als er unsere Gesichter sah. „Sie haben sich wohl ordentlich gelangweilt?“ fragte er „O, ziemlich“, antworteten wir beide kleinlaut. Das Messer stak noch im Tisch. „Was haben Sie denn da gemacht?“ lächelte der Arzt. „Ach, nichts!“ antwortete Ole, „wir haben nur . . . gespielt“. Wahrhaftig, Ole hatte Tränen in den Augen. Er umfaßte meine Schulter. Ich stieß ihn heimlich an. „Sei doch nicht so sentimental, alter Bursche!“ flüsterte ich mit belegter Stimme.

Wir verpackten, verstauten unsere Vögel, die morgen abgeholt werden sollten und bald saßen wir in des Doktors Boot. Ole bestand darauf, ganz allein zu rudern. Er tat dies mit ungeheurer Begeisterung, das Boot flog nur so. Ich fühlte in der Tasche Toves Bild, von Fett triefend. Langsam riß ich es in kleine Stücke und streute sie aufs Wasser. Sie trieben davon. Ole sah ihnen ohne Mitleid nach.

Dann begann er zu singen. „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“. In deutscher Sprache. Das war eine kleine Freundlichkeit für mich.

Der Nebel war fort. Ueber achtzehn Inseln stand die Sonne.

Mädchen der Freude

Sie waren beide unsagbar glücklich. Er war Vorarbeiter in der Fabrik, sie betreute daheim zwei pausbäckige Kinder und nähte Blusen. Wenn sie abends beim Schein der traulichen Lampe im Zimmer saßen, er an seiner Pfeife sog und sich im Stuhl behaglich streckte, sie an einem niedlichen Kleidchen für das Jüngste arbeitete und im Nebenraum die beiden Kinder schliefen, strömte durch den Raum ruhiges, zufriedenes Glück. Zuweilen sahen die großen einander an und lächelten.

Da kam eines Tages das Unheil über sie. Die Fabrik schloß ihre Tore und der Mann irrte stundenlang umher oder hockte grübelnd in der Stube, und während die Frau an tröstenden Worten würgte, ballten sich seine Hände zu Fäusten.

Später holte er von der Dachkammer den alten Familienkorb und verstaute darin langsam Kleider, Schuhe und Wäsche. Sein Antlitz war weiß wie Kalk und sein Blick starr, als ihn der Wagen des Agenten zugleich mit anderen Entlassenen zur nächsten Bahnstation führte. Sein junges Weib stand wie eine Säule am Rande des Ortes und preßte die Kinder so fest an sich, daß diese leise wimmerten. —

*

Monate gingen über das Land und der Briefbote brachte Geld. Dann kam nichts mehr und die Frau trug Großmutters Kette zum Händler und kaufte Brot und Fleisch für die Kleinen und Holz für den Ofen. Tage vergingen, bis dem jungen Weib vom Ortsvorstand mitgeteilt wurde, daß ihr Mann verunglückt sei und in der großen Stadt oben im nördlichen Westen im Spital liege und sich nach ihr und den Kleinen sehne.

Der Händler schätzte die alten Möbel und reihte bedächtig einige Geldscheine auf den Tisch. Zwei Tage fuhren sie. Und im Krankenhaus sprach ein Arzt mitfühlende Worte und erklärte sachgemäß die Todesursache. Auf Kosten der Gesellschaft sei der Mann beerdigt worden. — Die Kleinen weinten vor Hunger und die Quartierfrau drohte mit der Kündigung, als die junge Mutter nach wochenlangem vergeblichen Suchen müde und vom Regen durchnäßt spät am Abend heimkam. Als die Kleinen schliefen, schlich das Weib zum Fenster und starrte hinaus in das schmutzige Grau der nächtlichen Großstadt. Die Kleinen hatten Hunger, das schützende Dach drohte einzustürzen und dort draußen, wo die vielen Lichter brannten, floß Geld in Strömen, drehten sich geschmückte Frauen und feine Herren, lachten und tollten, freuten sich ihres Lebens.

Da kam die Wut.

Die Frau ging zum Spiegel. Das ihr widerfahrene Leid der letzten Zeit hatte sie schön, interessant gemacht, ihre dunklen Augen stachen wirkungsvoll aus dem schneeweißen Gesicht, ihr Körper war weich und biegsam und der Schritt elastisch.

Die Kinder hungern, raunte es in ihr, als sie mit Ekel dem Spiegel den Rücken kehrte. Sie setzte sich an den Tisch und stemmte die Fäuste an die heißen Schläfen. In ihren Ohren summte es und auf der Tischplatte tanzten und lockten viele dickwanstige behäbige Mäner, die keine Arbeit, aber Brot für ihr
wanstige behäbige Männer, die keine Arbeit, aber Brot für ihr
und sie sah sich und die Kleinen auf der Straße stehen, ohne Heim und Bett und in der Ferne tauchte ein Asyl auf, wo viele schmutzige Menschen in einem düsteren Raume wie Heringe zusammengepfercht waren und bei Tag stand sie auf dem Trottoir und bat die Vorübergehenden um ein Almosen.



Bremen und die Weser

im Banne des Frostes.

Ihr Ausdruck wurde hart, um ihren Mund spielte ein trotziger Zug und dann fuhr sie sich mechanisch mit dem Kamm durch das schimmernde Haar, nahm den Mantel, ging zum Bett, küßte die Kinder und verschloß leise die Tür.

*

Die Tränen waren schwer und groß, die das Weib vergoß. Sie drohte zu ersticken. Immer wieder fuhr ihre Hand über das kalte Fensterglas und ihre Augen suchten vergeblich den Wagen, der ihre Kleinen entführt hatte. Es war ihr eigener Wille gewesen, als sie das Aufnahmegesuch an das Institut schrieb; sie wollte zahlen, die Kinder sollen zu brauchbaren Menschen erzogen werden und vergessen, daß eine Mutter um sie trauere. Damals vor Wochen, als sie an die Behörden Gesuche richtete, schrieb sie mit schwarzer Tinte. Die Bitte, den Kindern später zu sagen, sie wären Waisen, war mit dunklem, rotem Herzblut geschrieben. Sie vergrub ihren Kopf in den Händen. Und als ihre wässerigen Augen sich von der Straße abwandten und ihre Blicke über das leere Bett schweiften, krachten in ihrem Innern Welten zusammen.

Das Leben wurde nun leer, farblos, freudlos und nur dann, wenn das Weib zur Post ging und mit zitternden Händen den Geldbrief durch den Schalter schob, flackerte es blitzartig in ihren Augen auf. An diesen Tagen schien die Sonne wärmer und freundlicher als sonst. Manchesmal, wenn sie am frühen Morgen nach Hause kam, setzte sie sich auf den Bettrand und streichelte die Decke oder saß halb abgeschminkt vor dem Spiegel, die Augen suchend in die Ferne gerichtet. Da sah sie das kleine Häuschen. Sie schwebte zum Fenster und gewahrte in der Stube ihren Mann, wie er sich im Lehnstuhl behaglich streckte und mit dem Rauch seiner Pfeife blaue Ringe in die Luft zeichnete. Im Nebenzimmer stand das kleine weiße Bett. Die Kinder schlummerten. Das Herz drohte ihr zu zerspringen, als sie sich selbst vergeblich suchte. Sie öffnete den Mund und wollte rufen. Kein Ton. Sie pochte ans Fenster. Kein Laut. Der Mann schien nichts zu sehen und zu hören. Der Schwamm entglitt ihrer Hand, der Kopf neigte sich zur Seite und halb abgeschminkt vor dem Spiegel sitzend umfing sie der erlösende Schlaf.

Oft saß sie bei Tag am Fenster und beobachtete das Treiben auf der Straße, wo die Menschen geschäftig hin und her eilten... Gab es kein Zurück zu diesen ihren Mitmenschen? War sie für immer ausgestoßen? Hatte sie nicht auch ein Anrecht auf anständige Arbeit, so wie die da unten?... Warum durfte sie nicht am Abend ihre Kinder herzen und zur Ruhe wiegen?...

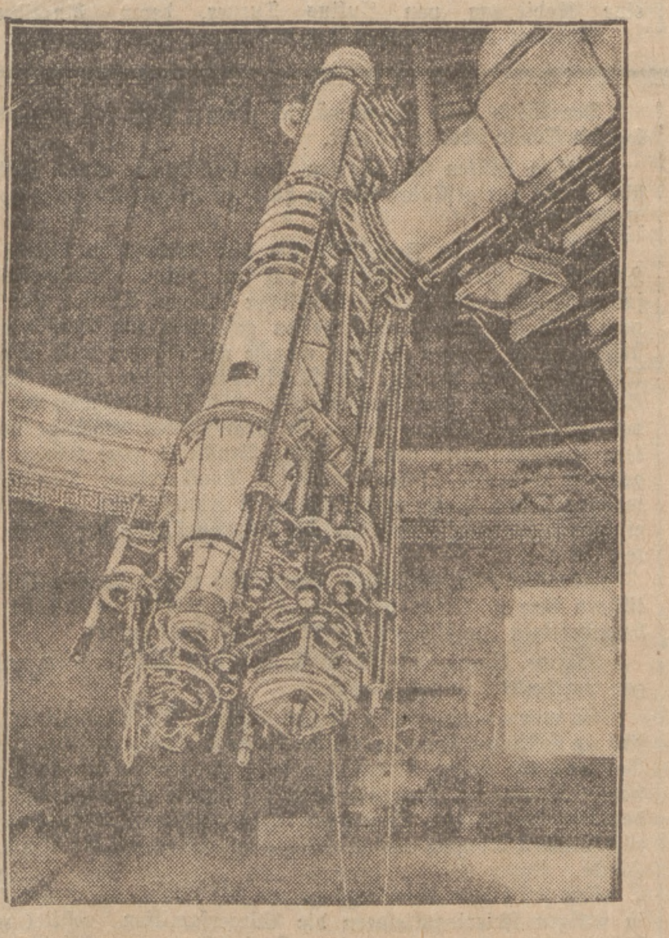
Aus irgend einer Ecke der Stube erschallte ein häßliches Gelächter und eine dünne Stimme, die zeitweilig zu einem drohenden Orkan anwuchs, pipste und grölte ein Lied von den Ausgestoßenen, die mit ihrer schwarzen Seele nie mehr zurück dürfen in das Paradies, wo die reinen, schneeweißen Seelen wandeln. Das sei die Grenzlinie, gezeichnet vom Gesetz der Moral und unauslöschbar. Jene, die doch das Tor durchschritten haben, und in das Land der Reinen eingedrungen sind, bleiben für immer gezeichnet.

Als der Gesang verklungen war, lachte das Weib hell auf. Sie irrte wie irr vor sich hin, setzte sich automatisch zum Spiegel und begann mit schwerer Hand ihre Lippen rot zu bemalen.

Am Abend, als sie auf der Straße ging, begegneten ihr zwei Frauen. Die eine wies mit dem Finger auf sie und sagte halblaut zu ihrer Nachbarin gewendet: „Eine Dirne“.

Da lachte abermals das junge geschminkte Weib..., lautlos. Und ihre Blick fand kein Ziel.

Josef Pav.



Das größte Teleskop

Eine moderne Universitäts-Sternwarte ist die Sternwarte Babelsberg zwischen Berlin und Potsdam. Unser Bild zeigt den großen photographischen Refraktor, ein sehr kompliziertes und äußerst leistungsfähiges Gerät. Das große Spiegelteleskop der Sternwarte in Neubabelsberg, in den Zeiß-Werken in Jena erbaut, ist das größte in Europa. Die Bewegung der durch Gegengewichte ausgeglichenen Massen erfolgt zur Einstellung des Teleskops durch Elektromotoren.

Ich lese wieder Gedichte

In den ersten Monaten des Krieges, ehe ich hinauszog in die Gräben vor Reims und Verdun, las ich oft stundenlang Gedichte. Im Park der Vaterstadt, ein Knabe noch, ein verliebter Jüngling, ein kleiner, einsamer Mann dann fast — — aber dann kamen zwölf Jahre der Verwüstung des Lebens und der Landschaft, des Irrens und Verzweifelns, vor allem: wie müde und ziellos wurde alles. Ich mußte zehn Stunden am Tag im Bureau und später in der Redaktion sitzen.

Von möblierten Zimmern zu möblierten Zimmern geworfen, später, als ich heiratete, auch jahrlang in Aftermiete behaust, schachern und feilschen lernen, Geld zusammenkratzen, und sachgemäß ausgeben — all das ließ keine feinen, reinen Gefühle mehr keimen.

So oft ich in jenen zerrissenen Jahren aber nach einem Gedichtbuch griff, war die Stunde nicht gekommen, da ich sie einsog, so wie es von uns, mit den Blumen verglichen, bei Rilke heißt:

> Wir Gewaltsamen, wir währen länger,
> Aber wann, in welchem aller Leben,
> sind wir endlich offen und Empfänger?
> — — — — — — — —
> ... sind wir endlich offen...

Ich bin's wieder. Ich trank Verse. Dunkle, verhauchte, Sonnige und nebelhafte. Rote und blaue. Ich sprach sie vor mich hin, jede silberne Silbe auf den Lippen, und den Reim wie die Blume eines Weines lange nachschmeckend. Ich hielt sie gegen das Licht des schönen Sommertages, der über meinem Heim lag, dem stadtfernen Haus zwischen den Gärten.

Nun bin ich wieder zu Haus. An den Schläfen schon grau. Gehetzt in der Jagd ums nackte Dasein. Aber so weit habe ich's wieder gebracht: zu Haus zu sein, meinen Schreibtisch, meinen Bücherschrank haben, die Rücken der Bücher streicheln, aus ihren Titeln schönes Leben träumen, fühlen und eins ergreifen und lesen, indes mit grüner Freude Bäume und Wiesen eine sonnenvolle Einsamkeit vor dem Fenster lautlos hinbreiten.

Ausgeruht zittern die Nerven nur noch leise nach, ihr Erbeben glättet sich bald ganz, die Seele wird ein stiller Spiegel eines weltenfernen Sees von Azur, und darauf kommt das Märchenschiff geschwommen: das Gedicht.

Hier ist die Liebe eingekehrt und singt. Eine reine einsame Liebe. Ich weine vor jungen, wiedergekehrtem Knabenglück. Mein Lächeln begleitet das Schiff wie ein Schar silberner Möwen. Die kostbaren Jugendstunden, die ein kleines Buch in eine Missa solemnis verwandelten, orgeln wieder mit ganzer Macht. Klarheit umgibt mich. Wunschlosigkeit. Vers um Vers, eine Silberflotte, schwebt auf dem See der Seele. Und ich singe rein und gut, fern, fern der Welt Rilkes Orpheuslied:

> Wandelt sich rasch auch die Welt
> wie Wolkengestalten,
> alles Vollendete fällt
> heim zum Uralten.
> Ueber den Wandel und Gang,
> weiter und freier,
> währt noch dein Vor-Gesang,
> Gott mit der Leier.
> Nicht sind die Leiden erkannt,
> nicht ist die Liebe gelernt,
> und was im Tod uns entfernt,
> ist nicht entschleiert.
> Einzig das Lied überm Land
> heiligt und feiert.

Liebes, liebes Lied! Geliebtes Hauchwesen meiner Einsamkeit! Ich habe wieder einmal Atem geholt. Ich weiß, daß dies rätselhafte Leben noch nicht ins Sinnlose, Leere gealtert ist. Noch nichts ist ausgekostet bis ins Letzte. Verse sind nicht Schalheiten. Verse sind Heimkehr in die Seele, die verschollen war im Toben der großen Stadt.

Alfred Hein.

Schlaflosigkeit

Von Hasse Zellerström.

Als Fanny ihr Stichwort gesagt hatte, verließ sie die Bühne mit der würdigen Miene, die zu ihrer Rolle paßte. Als sie aber in die Kulissen gegangen war, bekam ihr Gesicht sein übernatürliches Aussehen, und sie rief den Herren und Damen, die ihr Auftreten erwarteten, zu:

„Da sitzt ein Mensch im Zuschauerraum und schnarcht! Er übertönt das ganze Stück! Ich habe kaum verstanden, was Philipp gesagt hat. Ich denke nicht daran, auf die Bühne zu gehen, wenn das mit seiner Sägerei so weiter geht!"

„Er ist vielleicht müde und hat das Stück schon mal gesehen," sagte der Komiker, der auch hinter den Kulissen witzig war. „Laßt ihn schlafen. Er ist glücklich."

„Andersson, sehen Sie doch mal nach, wer das ist, und werfen Sie ihn raus!" sagte Fanny.

Andersson ging und kam in der Pause zurück und sagte:

„Es war Herr Felix, der da saß und schnarchte. Er ist aufgewacht, als es im Zuschauerraum hell wurde, und jetzt hat er sich in den zweiten Rang gesetzt."

Herr Felix war Schauspieler an diesem Theater und war abendfrei, und Fanny sagte:

„Setzt sich Felix in unser eigenes Theater und schläft! Und stört seine Kollegen bei ihrer Arbeit! Es ist wirklich unerhört! Das muß man dem Direktor melden! Er könnte doch in ein anderes Theater gehen, wenn er unbedingt mitten am Tage schlafen muß."

„Er schläft im Rang weiter," sagte der Komiker. „Das gehört zu seinem System. Im nächsten Akt sitzt er vielleicht im Foyer und schläft. Er hat es sich ebenso eingerichtet."

„Merkwürdig," sagte der alte Charakterspieler und machte die Garderobentür zu, um von den Bühnenarbeitern nicht gestört zu werden. „Was habt ihr denn?"

Der Komiker legte eine Perücke beiseite, die auf einem Stuhl lag, und erwiderte:

„Felix hat jahrlang an Schlaflosigkeit gelitten. Er hat alle erdenklichen Mittel probiert: Veronal, Chloral, Autosuggestion, Luftbädern und Zählen bis 200 000, aber nichts hat geholfen. Da kam er eines Tages auf sein Mittel. Er stiehlt sich ein Schläfchen. Wo er Gelegenheit findet. So geht es. Man weiß ja selbst wie es ist. Man schläft nie so gut, als wenn es gelegentlich geschieht, in der Bahn, im Kino usw. Es ist aber sehr unrecht von Felix, hier in seinem eigenen Theater zu sitzen und zu schlafen. Aber er hat wohl weiter nichts vor. Und dann hat er ja hier Freibillets. Ich kenne die Gewohnheiten von Felix und weiß, daß er seinen Schlaf gewöhnlich mit Hilfe seiner Wirtschafterin zu Hause erledigt, aber sie hat vielleicht heute Abend frei, das arme Wurm."

„Wie machen sie das eigentlich?"

„Na, — er zieht sich den Schlafrock an, setzt sich in einen Lehnstuhl im Salon, und dann sagt er zu seiner Wirtschafterin:

„Marie, seien Sie so gut und wecken Sie mich in ungefähr einer Stunde." Dann drieselt er ein, mit dem Bewußtsein, daß er nur eine Stunde Zeit hat, und daß die Zeit gut ausgenutzt werden muß. Er schläft so ruhig und gut wie ein Schuljunge, der morgens noch eine Viertelstunde Zeit hat, ehe er aufzustehen braucht. Wenn die Stunde um ist, kommt die Wirtschafterin und weckt ihn, und dann sagt er: „Nur noch eine Stunde, Mariechen!" Und so schläft er seine fünf, sechs Stunden. Dann steht er auf, geht in die Diele hinaus, lehnt sich gegen einen Pfeiler und schläft da seine süßeste Viertelstunde. Dann zieht er sich an und ist fertig."

„Na, aber die Wirtschafterin, die kann doch nicht schlafen, es weckt sie doch niemand alle Stunden."

„Die schläft am Tage, und im übrigen opfert sie sich auf. Sie ist doch ein Weib."

Der Charakterspieler sitzt mit gekreuzten Armen da und sieht sich sein eigenes Gesicht im Spiegel gegenüber an. Er ist an diesen Anblick gewöhnt und ist schon längst über das Unangenehme dabei hinweggekommen. Dann sagt er:

„Es ist schade um Felix. Uebrigens habe ich einen Herrn gekannt, der sich fast ebenso benommen hat. Das heißt, der schlief zwar nachts ordentlich in seinem Bett, wenigstens meist, aber außerdem hatte er eine kleine Eigenheit. Er schlief in Frisiersalons. Wenn er so ein Lokal betrat und den Mantel umbekommen hatte, schlief er ein, bis er geschoren u. fertig war.

Lind hieß der Mann. Es war ein großer, starker Mensch mit rotem Bart und hatte einen etwas schwerfälligen Gang. Wir kannten uns, und eines Tages spielte ich ihm einen Streich, der vielleicht nicht so ganz fein war. Man war damals ein bißchen jünger und nahm es nicht so genau.

Ich saß eines Tages in demselben Frisiersalon, in dem er zu schlafen und geschoren zu werden pflegte. Er trat ein, nahm neben mir Platz, ließ den Kopf sinken und schlief ein wie immer. Der Friseur schor ihn erst mit der Maschine im Genick und dann mit der Schere oben auf dem Kopf. Er wollte ihn gerade ein bißchen mit Eau de Portugal waschen, als ich sagte:

„Bitte, einen Augenblick! Herr Lind hat mich gebeten, Ihnen, falls er einschliefe, zu sagen, daß Sie ihm Voll- und Schnurrbart abnehmen möchten."

Das war sehr gemein, und das einzige, was mich bei der Geschichte beruhigt ist, daß mir Lind den Unfug völlig verziehen hat. Also der Friseur, der ein junger Mensch und in dieser Stellung neu war, fing ohne Bedenken an, mit der Maschinenschere, größte Nummer, zu arbeiten. Damals wurde es modern, glatt rasiert zu sein. Wahrscheinlich fand er nichts Besonderes dabei, daß ein Herr wünschte, seinen Bart los zu werden.

Als Linds halbes Gesicht kahl war, wurde ich unruhig und wollte mich drücken, um seinem Erwachen zu entgehen. Aber die Neugier, wie es ablaufen würde, hielt mich zurück. Allmählich wurde der ruhig schlafende Lind also seinen Voll- und Schnurrbart los. Er wurde etwa zehn Jahre jünger durch diese Kur, und es freute mich, daß er bedeutend besser aussah; es stand ihm gut, glatt rasiert zu sein, und ich wollte ihm das gleich sagen, sobald er erwachte.



„D-Zug"

eine Radierung von Julius Turner, deren hinreißender Schwung die Schönheit der technischen Form offenbart.

Als der Friseur mit seiner Arbeit fertig war, nahm er ihm den Mantel ab und sagte sein übliches „Bitte sehr." Lind erwachte, warf einen Blick in den Spiegel, wie man es zu tun pflegt, wenn man geschoren und barbiert worden ist, und entdeckte ein fremdes Gesicht, das ihm entgegenstarrte. Sein erster Gedanke war, daß er immer noch schliefe und träumte, weshalb er die Augen aufs neue schloß und wieder in den Stuhl zurücksank. So saß er still und ließ sein Gehirn arbeiten. Nein, er schlief nicht. Er hörte Stimmen im Zimmer, eine Tür, die auf- und zugemacht wurde, und das Geräusch der schneidenden Scheren.

Er betastet sich vorsichtig im Gesicht, fühlte, daß sein Bart weg war, sein alter, roter Bart, und sein Schnurrbart. Sein Gesicht war so glatt und sein Kinn so klein. Er umfaßte die beiden Lehnen, stand auf und sah von neuem in den Spiegel. Jetzt war er es selbst, der da stand. Er erkannte sein Gesicht wieder. Es war allerdings mehrere Jahre her, seitdem er es gesehen hatte, aber er wußte doch, wem es gehörte.

Es ist überflüssig, die Geschichte damit zu verlängern, wie wir die Sache unter uns abmachten. Wir aßen ein Frühstück zusammen, ein etwas unruhiges, denn Lind stürzt alle Augenblicke ins Vestibül, um sich im Spiegel zu besehen. Es kam mir so vor, als sähe er jedesmal fröhlicher aus, wenn er wiederkam. Aber plötzlich legte er Messer und Gabel hin, starrte mich an und sagte:

„Meine Frau, — was soll die bloß sagen?! Sie ist doch an dieses Aussehen nicht gewöhnt."

„Sie wird hocherfreut sein," sagte ich.

„Es ist ja gerade wie ein neuer Mann ohne alle Scheidungsschererei Aber ich sollte ihr die Sache vielleicht ein bißchen vorsichtig beibringen. Vielleicht per Telephon, so daß sie vorbereitet ist. Nein, dann würde sie vielleicht unruhig werden. Ich gehe zu Mittag nach Hause, wie ich bin. Schlimmstenfalls muß ich mich vorstellen."

Wir trennten uns. Lind ging in sein Bureau, und als die Arbeit für diesen Tag erledigt war, ging er nach Hause. Er kam vor seine Entreetür, blieb stehen und dachte:

„Soll ich selbst aufmachen, oder soll ich klingeln? Ich werde klingeln. Das ist ein bißchen mehr Ueberraschung."

Lind klingelte. Es dauerte einen Augenblick, einen spannenden, und dann kam Frau Lind selbst und machte auf. Sie sah ihren Mann kalt und fremd an und hatte den Eindruck, daß er der Kassierer von den Gaswerken war, der mit der Rechnung kam, und sie sagte:

„Mein Mann ist nicht zu Hause. Kommen Sie, bitte, nächste Woche wieder."

Und dann machte sie die Tür zu.

Lind blieb vor der Tür stehen. Dann ging er leise die Treppe hinunter, während er dachte:

„Ich traue mich nicht hineinzugehen. Sie war nicht in der Laune, daß ich es riskiere."

Lind ging in die Stadt, aß mit ein paar Freunden Mittag, nachdem er zu Hause angeklingelt hatte, daß er geschäftlich aufgehalten würde, was ja auch einem Mann passieren kann, der nicht seinen Vollbart verloren hat. Es wurde spät, wie es zu werden pflegt, und mitten in der Nacht kam Lind nach Hause.

Er machte behutsam die Entreetür auf und zog sich die Stiefel schon im Korridor aus, eine Gewohnheit, die beinahe ein Atavismus bei den Ehemännern genannt werden kann. Frau Lind schlief, als ihr Mann ins Zimmer trat, und sie schlief noch immer, als ihr Mann leise ins Bett neben ihr kroch.

Aber wie alle Frauen, deren Männer aus sind, schlief Frau Lind nur mit einem Auge und einem Ohr, und nach einer Weile erwachte sie richtig und knipste das elektrische Licht an, um zu sehen, ob ihr Mann nach Hause gekommen wäre. Sie guckte ins Nebenbett, sah den Kassierer von den Gaswerken mit offenem Munde daliegen, stieß einen gellenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Es dauerte verschiedene Tage und kostete ein solennes Restaurantmittagbrot, ehe Frau Lind wieder zu vollem Bewußtsein gelangte. Obgleich verschiedene Jahre seitdem vergangen sind, kommt es heute noch vor, daß sie mitten in der Nacht aufwacht, Licht macht und nachsieht, ob es ihr Mann oder ein Gaskassierer ist, der im Bett danebenliegt. Es kommt nie vor, daß es ein anderer als ihr Mann ist, und er ist immer noch glattrasiert, was bewirkt, daß er nun bedeutend ruhiger in den Frisiersalons schläft.

Der große Aufmarsch

Das ist der Tag — des — Herrn, das ist — der Tag — des Herrn!

Schon um fünf Uhr früh marschierte eine Abteilung Heimatwacht in grünen Schlapphüten und Gamsbärten mit ihrer kombinierten Musikkapelle, Reveille schlagend, rings um die Stadt. Der Friseur Wachterböck, der Gewerbekassier, der Anstreichermeister Weber waren darunter, zwei Wirte und Deputationen der Altkriegervereine, der Feuerwehr, des Trachten- und Gesangvereines. Sämtliche trugen sie festliche weiße Zwirnhandschuhe. Die letzten Herren schritten überdies in Zylindern, geziert mit Bändern im Knopfloch des Salonrockes, einher. Hielten die Regenschirme, die sie in vorsichtigem Mißtrauen ihrer Kopfbedeckung wegen mitgenommen hatten als stramme, gediente Soldaten eng wie Musketen an die rechte Schulter, eine Handspanne vom Auge.

Die Gassen begannen sich übrigens alsbald mit festlich angetanen Menschen zu füllen. Pensionisten, die die Ankunft der gemeldeten Sonderzüge erwarten wollten, promenierten bereits vor dem Bahnhof. Autos und Motorräder schienen zwecklos, bloß als müßte Lärm gemacht werden, umherzuprasseln. Zuzug vom Lande kam zu Fuß und zu Wagen; Kriegervereine der umliegenden Dörfer ergriffen von der Stadt Besitz. Fahnenjunker in altdeutscher Tracht, in hohen Lackstulpenstiefeln, durchschritten, edlen Trotz im Antlitz, den Ort, weißgekleidete Mädchen mit eingerollten Haaren zeigten sich, junge Damen, angetan mit prachtvoll rosenfarbenen, züchtigen Festtagskostümen.

Um den Bahnhof sammelten sich die Fahnenjunker; Färbler, der Vertreter der bodenständigen Presse, auf dem Haupte den riesigen, vom Grüßen etwas abgegriffenen Kalabreser, erschien, verschiedene Obmänner, Zimmermaler Reinhart, der Abgeordnete des Kreises. Der Jubel bei der Einfahrt der Kameradschaftssonderzüge wollte kein Ende finden. Böller dröhnten auf dem Frauenberg, Glocken läuteten.

Endlich begann der Abmarsch der Verbände vom Bahnhof mit Blechgeschmetter, Trommelgewirbel, wehenden Fahnen — schallten die Schritte der Abteilungen, die in der Erinnerung an ihre oder ihrer Väter Dienstzeit marschierten. An den Seiten zogen unorganische Frauengruppen, Gattinnen ärmerer Kriegsteilnehmer, die Taschen mit Mundvorrat einherschleppten. Künstliche Blumen flogen in den Zug. Ueber allem ein unwahrscheinlich blauer Himmel, in dem weiße Tauben unruhig segelten.

Der Wind hatte sich allmählich gelegt; heiß, fast sommerlich lag die Sonne über der Stadt.

Massen ballten sich, scharten sich freudig zu einem Festzug, stießen mit gut gefüllten Mägen halb schläfrig, halb aufgeregt in Reihen dahin.

Allen voran im Zuge Fillinger und Terbosch zu Pferde als Herolde mit herrlichen Federn auf dem Hute. Weißgekleidete junge Mädchen mit Körben künstlicher Blumen, Turner, Gesellenvereine, dann, nach Truppenteilen gesondert, die Verbände, in steifen Hüten; trugen Fahnen, manche marschierten auch in alten Uniformen, mit Helmen, die Marineure führten einen großen Schlachtenkreuzer aus Pappendeckel mit, Feuerwehrvereine aus der Umgebung, Gesangvereine in Bratenröcken, mächtige metallene Auszeichnungen auf der linken Brustseite, zwei richtige ausgediente Generale, einige altvölkische Bombardiere. Den Schluß machten sieben Pferde mit Reitern in Zivilkleidern — die Vereinigung gedienter Kanoniere, die ursprünglich in der Mitte reiten sollte.

Alle schwitzten entsetzlich. Vergeblich rieben sie mit Taschentüchern ihre geröteten Gesichter — vergeblich wurden sie von barmherzigen Jungfrauen mit Wein und Bier gelabt.

Wärme, Staub und Musik, Gesang und Musikbanden, würziger Speisenduft in den Gassen.

So war es vergnüglich in der Stadt! Der Nachmittag verfloß in festlichen Spielen, in herzlichen Verbrüderungen. Jedes Gasthaus ein Lager, Verwandte selbst umarmten einander aufs neue. Ungeahnte, auch die kühnsten Sagen, übertreffende Heldentaten des Krieges stiegen bei langgezogenem Bardengesang in alkoholischen Dünsten empor. Vergnügt rieben sich die Wirte die Hände.

Die prächtigen Spaziergänge um die Stadt, auf denen sonst in artigen Feiertagskleidern die Bürgerfamilien gesittet marschierten oder den anderen ihre Kraftfahrzeuge vorführten, waren heute leer. Ganz ferne standen nie geahnte Dörfer mit ihren Schlössern, Fabriken erschienen über blauen, scharfumrissenen Hügelkulissen, nie gehörte ferne Glocken klangen.

Indessen neigte sich in der alten Stadt das Fest zum Gipfelpunkt, überschritt ihn meinetwegen.

Im „Löwen" feierte man den General Geroldinger von Schwertenklau! Ein ungemein leutseliger Herr, der auch zu gewöhnlicher Zeit jedermann in der Stadt freundlich sein „Servus!" entgegenschmetterte. Er hatte zwar in den Tagen des Krieges das Glück nicht genossen, für das Vaterland in den Gräben zu liegen, wohl aber durch sorgfältige Inspektion der für das Heer arbeitenden Lederwarenerzeuger die Unterlage für zähe und wirksame Gegenwehr geschaffen. Zur Zeit saß der noch rüstige Mann, einen Dragonerhelm schief aufgesetzt, auf den tragfähigen Schultern einiger ländlicher Kameraden, während beim Klange des Regimentsmarsches, den einer auf der Ziehharmonika spielte, die übrigen vorbeidefilierten. Nachdem sie einmal vorüber waren, begannen sie aufs neue. Neben ihm stand Rosenbauer, der Religionsprofessor, der seinem gutmütigen Bauerngesicht vergeblich eine todesmutige Feldherrnmiene zu geben versuchte. In seiner Hand drehte er unschlüssig eine Papiermütze mit Fransen, die man ihm mangels einer militärischen Kopfbedeckung ernsthaft als Ersatz zugedacht hatte.

Draußen schlich sich rasch der Arbeiterobmann Herold, der mit einer Schar Kinder morgens aus der Stadt gezogen war, vorbei. Erst im letzten Augenblick bemerkte man den seltsamen Zug im „Löwen" öffnete die Fenster und rief ein paar kräftige „Pfui, Kinderverderber!" nach.

Ein „gewesener Sozialist, der Tuchhändler Niernburg, ein umfangreicher Kaufmann, gedienter ehemaliger Zugsführer, meinte entschuldigend, daß die „vernünftigen" Arbeiter ohnehin brave, vaterlandstreue Soldaten waren und es auch heute noch wären. In der Kameradschaft seien fast die Hälfte Sozialisten! Nur die Führer wären es, die die Leute fortwährend hetzten und verhetzten. Da gäbe es nur eines: Hose herunter, fünfundzwanzig auf den Allerwertesten!

In den Straßen zogen, brüderlich umarmt, in unfreiwilligen Serpentinen Marineure, Kanoniere, Chevauxlegers, Dragoner, Jäger in bunten Reihen mit Herren vom Gesangverein und Würdenträgern der Feuerwehren umher; herzlich durchtobten verschiedene patriotische Soldatenlieder die Straßen: „Wenn die Kanone in der Luft zerspringt . . .", oder: „Weil wir brave, brave Sieger sind . . ." Niemand konnte die Hauptstraße passieren, den man nicht sanft und liebevoll in einen alkoholverschwommenen Gemeinschaftsgedanken aufnahm. Und der emsige Vertreter der bodenständigen Presse, der rührige Färbler, dem ein fremder Kamerad den Kalabreser bis tief über die Ohren getrieben hatte, nahm alle Kraft zusammen, lächelte gewinnend und suchte zwischen den Pflastersteinen die Brille.

Der fremde Kamerad brüllte nichtsdestoweniger lange noch hernach, daß die Fensterscheiben zitterten: „Mir san träue Boduzuden — mir san kane Vaterlandsverräter — Soziäuldemograden nöt . . .!"

(Aus einer ungedruckten Novelle von Franz Rebiczek.)

Siemianowitz

Das Ukrainische Volksballett in Siemianowitz. Ein genußreicher Abend steht den Siemianowitzern bevor. Dem Kartell der Freien Gewerkschaft ist es gelungen das bestbekannte ukrainische Volksballett für Sonntag den 3. März, abends 8 Uhr, im Saale des Herrn Morau „Unter zwei Linden" für ein Gastspiel zu verpflichten. Der Vorverkauf findet bei M. Kostka, Zigarrengeschäft, Tel. 1140 und Buchhandlung Ludwik, ul. Bytomska statt. Der Saal wird gut geheizt werden.

Myslowitz

Vorsicht mit Gas- und Wasserleitungen.

Der starke Frost brachte in vielen Fällen die Gas- und Wasserleitungsröhre zum Platzen. Solange die Kälte andauert, besteht keine große Gefahr, weil die Erdkruste infolge der Kälte, die Leitungen mit einem festen Mantel umgibt, so daß das Gas nicht hinausströmen kann. Aber die Kälte wird schließlich nachgeben müssen, die Erde wird sich dann lockern und das Gas beziehungsweise das Wasser hinausströmen. Die Gefahr, die durch Bruch des Wasserleitungsrohres entsteht, bedroht die Menschen weniger, es sei denn, daß die Wassermengen, die Kellerräume überschwemmen. Viel gefährlicher ist der Bruch der Gasleitungsröhre, weil die ausströmenden Gasmassen, insbesondere zur Nachtzeit das menschliche Leben bedrohen. Sie können leicht aus den Kellerräumen in die Wohnungen eindringen, hauptsächlich in die ebenerdig gelegenen Wohnungen. Selbst solche Häuser, die keine Gasleitungen haben, jedoch in der Nähe der Gasleitungsröhre liegen sind, von dieser Gefahr bedroht. Vor allem muß die größte Vorsicht beim Betreten der Kellerräumen angewendet werden, weil hier die Gefahr am größten ist. Gewöhnlich pflegt man in den Keller mit einer brennenden Kerze, Karbidlampe oder Laterne zu gehen und da kann sehr leicht eine Explosion erfolgen, falls Gasmassen im Keller vorhanden sind. Deshalb soll man sich lieber vorher überzeugen, ob die Räume gasfrei sind und falls das nicht der Fall ist, die Fenster aufmachen und sofort das städtische Gaswerk davon verständigen. Gasvergiftungen kommen bekanntlich so zum Vorschein, daß sich arge Kopfschmerzen einstellen und Erbrechen eintreten und in solchen Fällen muß künstliche Atmung angewendet werden. Freilich ist der Kranke vor allem in einen gasfreien Raum zu schaffen, weil sonst jede Mühe vergeblich wäre. Freilich ist in allen solchen Fällen der Arzt zuzuziehen, weil nur dieser arge Folgen einer Gasvergiftung beseitigen kann. Jedenfalls muß täglich auf die Gefahr Acht gegeben werden, damit einem eventuellen Unheil vorgebeugt werden kann.

Nicht minder wichtig ist es der Wasserleitung größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In den meisten Häusern sind diese eingefroren und fast ganz Myslowitz versorgt sich täglich mit Wasser aus den Hydranten. Auch hier dürften die Wasserleitungsröhre an manchen Stellen geplatzt sein, was sich nach Eintreten der Wärme erst zeigen dürfte. Das wird sich langsam einstellen, in dem nasse Flecke auf der Wand auftreten werden. Den Wasserhähnen ist ebenfalls größere Aufmerksamkeit zu schenken und vor allem sind diese dicht zu verschließen. Falls der Wasserhahn unverschlossen bleibt und plötzlich das Wasser zum Laufen kommt, so droht leicht eine Ueberschwemmung, hauptsächlich zur Nachtzeit, wenn alle schlafen. Die Hausbesitzer haben Pflicht ihre Wasserleitungen im Keller zu überwachen und falls ein Rohrbruch entdeckt wird sofort davon das städtische Bauamt zu verständigen. Wird genügend Vorsicht angewendet, so kann einer Gefahr und einem Schaden beizeiten vorgebeugt werden.

Nächste Stadtverordnetensitzung in Myslowitz. Am Mittwoch, den 6. März d. Js., findet im Rathaus die nächste Stadtverordnetensitzung statt. Die Tagesordnung umfaßt 10 Punkte. Von besonderer Wichtigkeit sind: die Bewilligung des Jahresbudgets für 1929-30, Bewilligung des Präliminars für Zusatzkredite für 1928-29, Garantieübernahme einer Anleihe für die Freiwillige Feuerwehr in Myslowitz, Versicherung der Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr gegen Unfälle, Niederschlagung einer best. Summe usw. —h.

Kanalisierungspläne. Der Gemeindevorstand von Schoppinitz hat sich in Angelegenheit der Durchführung einer Kanalisation auch für Kloaken usw. in Verbindung mit dem Bau einer Kläranlage an die mitinteressierten Gemeinden Rosdzin und Eichenau gewandt. Die Kläranlage soll an der Ortsgrenze Schoppinitz-Myslowitz zu stehen kommen. Das Projekt stellt sich auf 2½ Millionen Zloty. Die vor dem Kriege an derselben Stelle geplante Kläranlage sollte 680.000 Mark kosten. Ob dieser Plan jemals verwirklicht wird, hängt von der Stellungnahme der Gemeinden Rosdzin und Eichenau ab und von der finanziellen Beihilfe, die von der Wojewodschaftsbehörde für diesen Zweck zur Verfügung gestellt wird. Die jetzige Verfassung der Kanalisation ist unzureichend, hat den Gemeinden schon manche Sorgen eingebracht und so mancher Familie, die gezwungen ist, in Kellerwohnungen zu sitzen, manche übelriechende Ueberraschung bereitet. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Das Jahresbudget des Kreisausschusses.

Wie in den Kreisausschüssen gewirtschaftet wird, erfährt die Oeffentlichkeit wenig davon, weil die Kreisausschüsse nicht gewählt, sondern nominiert werden. Dieser Zustand dauert bereits 7 Jahre und noch heute denkt kein Mensch daran, endlich mal die Wahlen für die Kreisausschüsse auszuschreiben, um auch hier endlich gesetzliche Zustände herbeizuführen. Nur selten erfahren wir etwas über die Einnahmen der Kreisausschüsse und noch weniger über die Verwendung der Steuergelder.

Der Kreisausschuß für den Kreis Schwientochlowitz hat bereits das neue Jahresbudget für das Jahr 1929-30 erledigt und wir erfahren daraus, daß die Einnahmen 3.163 000 Zloty betragen sollen, welchen selbstverständlich die Ausgaben in gleicher Höhe gegenüberstehen. Die ordentlichen Einnahmen betragen 2.711.800 Zloty und die außerordentlichen 451.000 Zloty. Die Hauptaufgabe des Kreisausschusses ist die Pflege und die Konservierung der Landstraßen und da die Wojewodschaft ebenfalls eine Abteilung für die Pflege der Landstraßen besitzt, so ist in der letzten Zeit ein Durcheinander entstanden. Die Wojewodschaftsabteilung trifft oft Anordnungen, die jenen der Kreisausschüsse zuwiderlaufen und da sie sich als eine höhere Instanz fühlt, so kümmert sie sich wenig um die Ansichten der Kreisstellen. Vielfach kam es schon deswegen zu einer Auseinandersetzung in der Presse, ohne daß ein Ausweg gesucht und gefunden wurde.

Der Schwientochlowitzer Kreisausschuß beklagt sich über den schlechten Zustand der Landstraßen, die infolge des regen Verkehrs sehr schnell schadhaft werden. Für ihre Ausbesserung bezw. Konservierung wurden im Jahresbudget 1.831 000 Zloty vorgesehen, das ist 57 Prozent aller Ausgaben des Kreisausschusses. Der zweite größere Ausgabeposten im Jahresbudget sind die Sozialleistungen, die mit 306.800 Zloty erscheinen. Ueber die Verwendung dieses Betrages wird nichts Näheres gesagt, weshalb wir uns jeder weiteren Bemerkung enthalten müssen. Als dritter Ausgabeposten erscheinen im Haushaltsplan 246.086 Zl. für die Gesundheitspflege. In Scharley befindet sich ein Krankenhaus, das dem Kreisausschuß unterstellt ist. In dem Krankenhause waren 40 Betten untergebracht. Es wurde der Entschluß gefaßt, das Krankenhaus auszubauen und zu vergrößern und zwar so zu vergrößern, daß darin Platz für 100 Kranke geschafft wird. Daher die vergrößerte Ausgabe für die Gesundheitspflege. Die Verwaltungskosten sollen 14 Prozent aller Ausgaben betragen, was ungefähr 450.000 Zloty ausmachen dürfte, und man ist stolz darauf. Wenn die Krankenkassen und andere ähnliche Anstalten mit 6 bis 8 Prozent auskommen können, so braucht der Kreisausschuß auf seine „niedrigen" Verwaltungskosten gar nicht stolz zu sein. Das Vermögen des Kreises Schwientochlowitz wurde auf 3.126.429 Zloty geschätzt und ist im Vergleich zum Vorjahre um 628.000 Zloty gestiegen.

Rasch tritt der Tod . . . Der 62jährige Invalide Karl Banke aus Bismarckhütte brach beim Empfang seiner Invalidenrente plötzlich zusammen und war in wenigen Sekunden eine Leiche. — Herzschlag war die Ursache.

Sturz auf der Straße. Auf der Bytomska in Lipine stürzte der Arbeiter Karl Wieczorek sehr unglücklich. Beide Beine brach er dabei und wurde ins Lazarett in Godullahütte geschafft.

Sport am Sonntag

Oberschlesische Schwerathletikmeisterschaften — Ein großes Meldeergebnis
Polens stärkste Männer in Kattowitz

Am kommenden Sonntag finden in der Kattowitzer Reichshalle die diesjährigen Meisterschaften des Bezirks Oberschlesien im Polnischen Schwerathletikverband statt. Das Meldeergebnis ist im Vergleich zum vergangenen Jahre überaus günstig. Nicht weniger wie 18 Vereine, die 100 Kämpfer gemeldet haben, werden bei den Meisterschaften vertreten sein. So haben u. a. folgende polnische Meister ihre Teilnahme zugesagt: Galuschka, Zoig, Blaszyca, Kopton und Gansera.

Das Programm der Meisterschaften ist wie folgt festgesetzt: von 9—½11 Uhr Wage, von ½11—11 Uhr Kampfrichtersitzung, von 11—1 Uhr Vorkämpfe, von 1—2 Uhr Mittagspause, von 2—7 Uhr Fortsetzung der Vorkämpfe, um 8 Uhr Schlußkämpfe im Ringen und Stemmen. Jeder Kämpfer, der nicht rechtzeitig zur Wage erscheint, wird zu den Kämpfen nicht zugelassen. Die technische Leitung der Meisterschaften untersteht dem Verbandssportwart Galuschka, dem eine aus mehreren Mitgliedern bestehende besondere Kommission zur Seite steht.

Das erste Eishockeyspiel in Polnisch-Oberschlesien.

Wie wir von gut unterrichteter Seite erfahren, soll am kommenden Sonntag zum erstenmal in Polnisch-Oberschlesien ein Eishockeyspiel stattfinden. Und zwar soll auf der Eisbahn auf dem Pogonplatz in Kattowitz ein Wettspiel zwischen der kürzlich ins Leben gerufenen Eishockeymannschaft des Laurahütter Hockeyklubs und einer kombinierten Mannschaft von Pogon und 1. F. C.-Kattowitz ausgetragen werden. Hoffentlich steigt das Spiel tatsächlich, damit dieser Sportzweig, welcher bis jetzt in Oberschlesien unbekannt ist, auch bei uns allmählich Fuß faßt.

Amatorski-Königshütte — 1. F. C.-Kattowitz.

Nach einem längeren Winterschlaf gastiert der 1. F. C. am kommenden Sonntag zum erstenmal in dieser Saison mit seiner vollen Ligamannschaft in Königshütte. Das Spiel steigt um 3 Uhr nachmittags auf dem Amatorskiplatz in Königshütte.

Republik Polen

Brzeziny. (Ein Wüstling.) Das 19 Jahre alte Dienstmädchen Bronislawa Sowinska, die bei Herrn Prawas in Brzeziny diente, begab sich vorgestern abend nach der Apotheke von Ludomir Czynski, um Tropfen gegen Zahnschmerzen zu kaufen. Der Apotheker ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und hielt ihr dabei ein Fläschchen unter die Nase. Das Medikament bewirkte, daß das Mädchen benommen im Kopfe wurde. Hierauf versuchte sie der Apotheker in das Nebenzimmer zu ziehen und sie dort zu vergewaltigen. Mit der letzten Kraft riß sich das Mädchen los und eilte nach Hause, wo sie den Fall Herrn Prawas mitteilte. Dieser benachrichtigte einen Polizisten, der Czynski festnahm.

Petrikau. (Verhaftung eines gefährlichen Eisenbahnräubers.) Seit einiger Zeit wurden die Passagiere auf der Strecke Lodz—Petrikau—Lublin—Kielce von einer gut organisierten Bande bestohlen. Die Mitglieder der Bande knüpften gewöhnlich mit ihren Opfern ein Gespräch an, im Verlauf dessen sie ihnen eine Zigarette anboten, die mit einem betäubenden Mittel getränkt war. Auch vorgestern hatte einer dieser Verbrecher einen Zug von Petrikau nach Czenstochau bestiegen und sich einem Fahrgast als Getreidehändler aus Lublin vorgestellt. Es entwickelte sich bald ein lebhaftes Gespräch, im Verlaufe dessen der Betrüger dem Reisenden eine Zigarette anbot. Nachdem dieser die Zigarette angeraucht hatte, schlief er ein. Erst nach längerer Zeit wachte er mit heftigen Kopfschmerzen auf und bemerkte, daß er sich im Abteil allein befinde. Gleichzeitig stellte er fest, daß seine Brieftasche mit 10.000 Zloty und sein Handkoffer verschwunden waren. Der Reisende benachrichtigte sofort die Polizei, die alle Bahnhöfe der Strecke Petrikau—Czenstochau besetzte. Diese Maßnahme erwies sich als erfolgreich. Es gelang, ihn auf dem Petrikauer Bahnhof festzunehmen, wobei die geraubten 10.000 Zloty bei ihm gefunden wurden. Anfänglich versuchte er zu leugnen, doch in ein Kreuzverhör genommen, gestand er den Ueberfall ein. Es stellte sich heraus, daß der Verbrecher in Petrikau ein großes Haus besitzt. Der Name des Verbrechers wird aus Rücksicht auf die weitere Untersuchung geheimgehalten. Er wurde im Petrikauer Gefängnis untergebracht.

Deutsch-Oberschlesien

Das Vogelschutzgehölz im Rokittnitzer-Miechowitzer Waldpark.

Die in Oberschlesien angeregten Bestrebungen, gerade im Industriegebiet für den Schutz der einheimischen Vogelwelt in größerem Maßstabe Sorge zu tragen, haben im Beuthener Kreise ganz besonderen Anklang gefunden. Der Kreisheimatstelle gelang es bereits im Vorjahre den Kreisausschuß dafür zu interessieren, so daß im Miechowitzer-Rokittnitzer Waldpark ein Gelände von etwa 3 Morgen zur Verfügung gestellt wurde. Mit der Bearbeitung des einen Morgen ist bereits im Herbste begonnen worden, indem die starke Grasdecke für die geplante Anpflanzung umgelegt und gelockert werden mußte. Aus erziehlichen Gründen wurde diese Arbeit von Schülern unter Leitung von Lehrern geleistet; besonderen Anteil hatten die Miechowitzer und Rokittnitzer Schulen. Bei der bald zu erwartenden Schneeschmelze wird dann die Bodenarbeit fortgesetzt und das Gelände fachmännisch mit Wildrosen, als Umfriedigung, mit Weißdorn, Rotbuchen, Weißbuchen, wilden Stachelbeeren usw. als Straucwerk für die innere Fläche bepflanzt werden.

Besonderes Augenmerk wurde bei der einsetzenden Winterkälte der Fütterung der Vögel gewidmet. Gerade diesem Umstande ist es zu verdanken, daß die Vögel in dem Miechowitz-Rokittnitzer Waldparke die starken Frosttage verhältnismäßig gut überstanden haben. Für die Fütterung sind im Gebiete des Schutzgehölzes 5 kleinere und eine Hauptfutterstelle eingerichtet worden. Zur Anbringung kamen 4 drehbare Futterkästen, eine Berlepsche Futterglocke für Meisen und ein großes hessisches Futterhaus, das den Hauptanziehungspunkt unserer Vogelwelt bildet, und das sich bis jetzt am besten für Körnerfresser bewährt hat. An Futtermitteln werden z. Z. am meisten die „Piepmatz-Futterringe" verwendet, die zum ersten Male in unserem Kreise durch die Schulen eine große Verbreitung gefunden hatten. Während 100 Stück davon im Waldpark Verwendung fanden, sind 300 Stück von der Mittelschule in Miechowitz gekauft und 100 Stück durch die Gemeinde in Rokittnitz verteilt worden. Die Futterringe bildeten gerade für die Meisen einen gut gedeckten Tisch: wo aber die Eichelhäher die Futterstellen aufsuchten, mußten die Futterringe frei aufgehangen oder mit Draht an den Aesten befestigt werden, da sie wiederholt losgerissen und weggeschleppt wurden. Ferner wurden etwa 30 Stück Berlepsche Futtersteine ausgelegt; bei der grimmigen Kälte wurden sie zerkleinert, da sie in gefrorenem Zustande den kleineren Vögeln viel zu schaffen machten. Auch Hanf, der im Futterhause gestreut wird, ist z. T. für die Meisen gequetscht worden. Außerdem wurden dem Futter noch Hafer, allerlei Sämereien, Sonnenblumenkerne und getrocknete Ebereschen beigemengt.

Die Futterstellen werden zweimal wöchentlich besucht und mit Futter versehen, wobei durchschnittlich in der Woche 2 Futtersteine und etwa 6—8 Pfund Sämereien gereicht wurden.

Am „Hessischen Futterhaus" finden ungefähr täglich 100 bis 150 Vögel gedeckten Tisch und es entwickelt sich dort ein buntes und lebhaftes Treiben. Hier findet man Goldammern, Grünfinken, Feldsperlinge, Birkenzeisige, Gimpel, Eichelhäher und Meisen; ja sogar Rebhühner und Fasanen stellten sich wiederholt ein. Um den Höhlenbrütern Nistgelegenheit zu schaffen, wurden in dem ganzen Waldgebiet etwa 50 Nisthöhlen angebracht, damit sie schon jetzt von den Standvögeln als Schlafstätte benutzt werden können.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.10: Von Warschau. 14: Vorträge. 16: Konzert. 18.20: Literaturstunde, übertragen aus Warschau. 19.20: Konzert. 20.30: Abendprogramm von Warschau.

Montag. 12.10 und 16: Schallplattenkonzert. 17: Verschiedene Vorträge. 19.10: Polnischer Unterricht. 20: Vortrag. 20.30: Uebertragung aus Prag. 22: Die Abendberichte und anschl. Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12.10: Uebertragung aus der Warschauer Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 17.30: Vorträge. 18.20: Musikalisch-literarische Veranstaltung. 19.20: Vortrag und Berichte. 20.30: Lesestunde. 20.45: Sendespiel. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Tanzmusik. 19.10: Französisch. 20.30: Uebertragung aus Prag. 22.30: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 326.4. Breslau Welle 321.2.

Sonntag. 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.30: Elektrolakonzert. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Freireligiöse Feier. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.10: A wing Nurdschläsch. 14.30: Schachfunk. 14.55: Uebertragung aus Gleiwitz: Märchenstunde. 15.20: Stunde des Landwirts. 15.45: Breslauer Bilderbogen. 16.10: Uebertragung aus Gleiwitz: Schubert-Lieder. 16.45: Abt. Wohlfahrtspflege. 17.05: Fritz Diettrich liest aus eigenen Werken. 17.40: Die Kunstausstellung der Schlesischen Monatshefte: „Das junge Schlesien". 18.05: Ungarische Rhapsodie. 19.50: Abt. Filmwesen. 20.15: Italienische Serenade. 22: Die Abendberichte. 22.10—22.50: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Das 6. Breslauer Sechstagerennen. 22.30: Die Abendwertungen. Anschließend bis 24: Fortsetz. der Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 16: Abt. Archäologie. 16.30: Uebertragung aus dem Cafee „Goldene Krone": Unterhaltungskonzert. 18: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Hans Bredow-Schule, Abt. Psychologie. 18.30: Elternstunde. 19: Abt. Geschichte. 19.25: Abt. Sozialpolitik. 19.50: Die Uebersicht: Berichte über Kunst und Literatur. 20.15: Mit dem Mikro durch Breslau: Im Stahlgerüst eines werdenden Großhauses. 20.35: Das lachende Mikrophon. 21: Kammermusik von Franz Schubert. 22: Die Abendberichte. 22.10—22.50: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Das 6. Breslauer Sechstagerennen. 22.30: Die Abendwertungen. Anschließend: Fortsetzung der Abendberichte. Funktechnischer Briefkasten. Berichte des deutschen Landwirtschaftsrats.

Geschäftliches

Butunda!

Väterchens Krieg gegen die Affen.

Das rote Staatsarchiv in Moskau veröffentlicht bisher unbekanntes Material über den Russisch-Japanischen Krieg, der im Jahre 1904 ausbrach.

Als nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Japaner ohne vorherige Kriegserklärung die russische Flotte in Port Arthur überfielen, brach in Petersburg ein Sturm der Entrüstung los. „Wir werden die Affen unter unseren Mützen begraben," sagte der Kriegsminister Kuropatkin. Er hatte ein Jahr vorher Gelegenheit gehabt, während einer Reise in Japan einem Offiziersrennen beizuwohnen. Zehn Offiziere waren vor seinen Augen von den Pferden gefallen. Der russische Kriegsminister sagte damals zu seinem Adjutanten: „Schöne Kavallerie! Das sind ja richtige Affen, die nicht reiten können." — „Lassen Sie sich nicht täuschen, Exzellenz," erwiderte der Adjutant, General Linewitsch. „Sie machen es absichtlich, um uns irrezuführen." Zu seinem Schaden wollte der Kriegsminister den Berichten der russischen Militäragenten im Fernen Osten keinen Glauben schenken.

Während die Japaner über die russischen Streitkräfte glänzend informiert waren, spottete die Unwissenheit des russischen Generalstabs jeder Beschreibung. Geographische Karten der Mandschurei waren im Generalstab überhaupt nicht vorhanden. Auf einer topographischen Karte befanden sich zahlreiche Dörfer, die ein und dieselbe Bezeichnung „Butunda" trugen. Es stellte sich heraus, daß der Topograph diesen Namen auf die Karte eingetragen hatte, weil der chinesische Führer ihm auf seine Frage nach dem Namen des Dorfes stets „Butunda", was im mandschurischen Dialekt: „Ich weiß es nicht" heißt, geantwortet hatte.

Trotz der miserablen Organisation der russischen Wehrmacht im Fernen Osten wurde der „Krieg mit den Affen" als ein angenehmer Spaziergang betrachtet. Eine Armee von Tänzerinnen und Kabarettsängerinnen begleitete die Offiziere der kaiserlichen Garde nach dem Fernen Osten. Am 31. März wurde das Flaggschiff des kommandierenden Admirals Makarow, „Petropawlowsk" von den Japanern torpediert. Der Großfürst Kyrill, der derzeitige Anwärter auf den Thron des Zaren, der sich an Bord befand, rettete sich durch einen Sprung ins Wasser. Der Admiral Makarow und der große russische Schlachtenmaler Wereschtschagin gingen mit der ganzen Mannschaft unter. Der neue Befehlshaber der Flotte, Admiral Skrydlow, verzögerte mit Absicht seine Abreise aus Petersburg, um so spät wie möglich am Kriegsschauplatz einzutreffen. Als er Petersburg endlich verließ, war Port Arthur bereits belagert, und der Admiral konnte den ganzen Krieg im gut geschützten und von keiner Seite bedrohten Wladiwostok verbringen.

Im August 1904 fand die blutigste Schlacht des Krieges bei Liao-Yang statt. Aus den Veröffentlichungen des Archivs geht hervor, daß die Russen hier die einzige Gelegenheit hatten, den Feldzug zu gewinnen. Die Berichte des englischen Generals Hamilton, der dem japanischen Hauptquartier attachiert war, lassen erkennen, daß Marschall Oyama wegen Mangels an Munition den Befehl zum Rückzug erteilte; die Verluste der Japaner waren sehr groß, und auch nur ein schwacher Druck seitens der Russen hätte genügt, um die japanische Armee vollständig zu vernichten. Groß war die Freude des japanischen Marschalls, als er eine halbe Stunde nach der Erteilung seines Befehls erfuhr, daß die russische Armee auf Befehl Kuropatkins Liao-Yang geräumt und sich zurückgezogen habe. Marschall Oyama griff darauf von neuem an.

Am 14. Mai 1905 spielte sich die erschütternde Tragödie bei Tsushima ab. Die russische Flotte hatte den Befehl, sich um des Prestiges willen zu opfern. Ungenügend bewaffnet, ohne Basis, ohne Kohlenstation ging die russische Flotte dem sicheren Untergang entgegen. Am 14. Mai wurde sie von der qualitativ weit überlegenen japanischen Flotte in den Grund gebohrt. Der Großfürst Alexej, der Leiter des Marinestabes, hatte, wie man jetzt aus den Archivveröffentlichungen erfährt, die Gelder, die für den Aufbau der Zarenflotte bestimmt waren, für seine Freundin, die französische Schauspielerin Baletta, ausgegeben. Er hatte ihr u. a. eine Badewanne aus Gold mit Edelsteinen geschmückt bestellt.

Die Empörung über das nutzlose Opfer war damals in den Kreisen der russischen Intellektuellen ungeheuer. Die Niederlage bei Tsushima gab den Anlaß zu der ersten revolutionären Bewegung, die zwölf Jahre später den Zarenthron in Trümmer schlug.

Der Karrenschieber

Von Alfred Thieme.

Der kleine Oberkörper stemmte sich gegen den Karren. Die dünnen Beine stießen hart gegen den Schnee und suchten einen Halt. Auf der Deichsel waren die Hände zu sehen. Sie waren blaugefroren und von der Kälte geschwollen.

Tedde schob seinen Karren. Ueber eine Stunde lang war er schon auf dem Weg. Der Meister hatte gesagt, der Weg wäre nur eine halbe Stunde lang. Tedde mußte immer daran denken. — Er hielt seinen Kopf gesenkt und sah nur unter sich den weißen, glitzernden Schnee. —

„Sie mal, Ottie, den armen kleinen Karl," sagte eine fettige Stimme zu einer Frau. Tedde sah gar nicht auf. Ihm lag nichts an Mitleid. Im Umkreis seines gesenkten Blickes sah er neben sich auf dem Trottoir Füße in dicken Pelzschuhen und den schweren Saum von Pelzmänteln. Er sah das und dachte nichts dabei.

Nun war schon die zweite Stunde hingegangen. Tedde schob und schob seinen Karren. Ueber den Schiewendamm war er weg und den Mühlensteg war er auch hoch. Das war sauer gewesen.

Warum hatte ihn der Meister angelogen? Tedde fragte es sich und fand keine Antwort. Ein Chauffeur schrie ihn an, daß er auf den Weg achten solle. Tedde sah ihn stumm an. Er schob dann seinen Karren weiter, als ginge ihn das gar nichts an.

Am großen Teich fuhr er vorbei. Da liefen viele Leute Schlittschuh. Sie waren gut angezogen und waren fröhlich. Die Kinder schrien vor Lust und jagten sich. Eine Musik spielte grell und blechern und sagte den Eistänzen einen für Tedde ganz unbekannten Takt. Tedde sah das bunte Treiben, stemmte sich hinter seinen Karren und schob ihn keuchend weiter. Neid? Nein, er war schon zu müde, um die fremden Fröhlichen zu beneiden. Er dachte nur an die Zeit, und hatte das beängstigende Gefühl, daß sie ihm glitzernd und eilig unter seinen Füßen wegrutschte. Traumhaft verlegen sah Tedde auf. Ein kleines Kind war den Eltern fortgelaufen und trippelte mitten auf dem Fahrdamm. Tedde dachte ganz mechanisch, daß das Auto, welches mit Hupengeheule angesaust kam, im nächsten Augenblicke über den Jungen wegfahren würde. Es regte ihn zunächst gar nicht auf.

Die erschreckte, angsterfüllte Kinderstimme kam schrill durch den kalten Wind. „Es ruft dich! dachte Tedde. Wie abwesend, von einem ganz fremden Zwang erfüllt, ließ er seine Karre stehen, sprang zu. Er stieß das Kind mit Gewalt über die glatte Straße, Sah, daß es über den Kantstein stolperte und auf den Fußsteig fiel. Dann fühlte er sich selbst stürzen. Dumpf schlug es an seinen Kopf. „Es ist gerettet," dachte Tedde und fühlte sich dumpf und schwer aus sich heraus fallen. Wie von weit her hörte er noch das Jauchzen der Fröhlichen von der Schlittschuhbahn — und dann war es auf einmal schwarz, ganz schwarz um ihn.

Als er wieder erwachte, standen viele Leute um ihn. Ein Schutzmann drängte die Neugierigen beiseite. Ein Arbeiter nahm ihn auf und trug ihn in ein Gasthaus. Tedde wunderte sich über alles und konnte sich nichts erklären. Ein fremder Herr sah ihn besorgt und fragend an, als müßte Tedde ihm ganz etwas Besonderes mitzuteilen haben.

„Was möchtest du, mein Junge?" fragte der Schutzmann, der ihn behutsam über den Kopf streichelte und ihn erst ganz wieder zu sich kommen lassen wollte.

„Ach," sagte Tedde, und fing an zu weinen, „warum hat mir mein Meister gesagt, daß der Weg nur eine halbe Stunde lang ist. Ich bin nun schon zwei Stunden unterwegs..."

Der fremde Mann schwieg, der Schutzmann wußte nichts zu sagen und hinter dem Pfeiler saß eine Frau und hielt den kleinen Jungen auf dem Arm und schwieg auch.

Ein Arbeiter, breitspurig und stark, trat ein. Tedde kannte ihn gleich wieder. Es war Max Bär. Er trat auf Tedde zu, gab ihm die Hand. — Tedde sah ihn groß an und wunderte sich, wo der Max auf einmal herkam.

„Du, der Alte ist wütend auf dich. Er will dich rausschmeißen." Der Arbeiter spie erregt aus. Dann fuhr er fort: „So ein Schinder" und schimpfte weiter. —

Der Polizist wartete. Der fremde Herr stand schweigend dabei, als wäre das alles nicht zu begreifen. Die fremde Frau trat näher. Der kleine Junge legte unschuldig und scheu seine Hände auf Teddes Hand und sagte leise: „Du."

Er wurde gesehen. Zwei müde, graue Augen tasteten sich nach den Kinderblicken. Gedanken knüpften sich aneinander. Die Erinnerung baute die Bilder des Vergangenen. Tedde richtete sich auf. Er faßte die kleinen Kinderhände, langsam, ganz feierlich. „Du, hat es dir weh getan!?"

Das Gold im Meere

Das Meerwasser ist goldhaltig. Der Schatz im Meer ist nicht etwa das Gold versunkener, auf dem Meeresboden liegender Schiffe, nicht sagenhafter Schätze, die dort einst versenkt wurden. Viel größer als alle diese Schätze zusammengenommen ist der wirkliche Goldgehalt des Meerwassers.

Den Physikern ist seit langer Zeit bekannt, daß das Meerwasser Gold enthält. Der Nachweis konnte in den meisten Fällen schon dadurch geführt werden, daß die Kupferteile der großen Schiffe nach einigen Jahren stets einen ganz bestimmten Goldgehalt aufweisen. Es gelang sogar in einzelnen Fällen, festzustellen, daß dieser Goldgehalt bis auf 2 Gramm pro Tonne Kupfer angereichert war. Die Frage ist nun, wieviel Gold ist wirklich im Meerwasser enthalten, und es gibt ein Verfahren, dieses Gold aus dem Meerwasser zu gewinnen, ohne daß dabei die Kosten für die Gewinne den schließlich erzielten Goldwert übersteigen. Viele Erfinder und Experimente haben sich deshalb schon praktisch mit der Frage der Goldgewinnung aus dem Meerwasser beschäftigt. Da man annahm, und wohl auch heute im wesentlichen annimmt, daß im Meerwasser pro Tonne etwa 6 Milligramm Gold vorhanden sind, so konnte man den gesamten Goldvorrat des Meeres ziemlich genau abschätzen, und Arrhenius hat ihn in der Tat auf 8 Millionen Tonnen beziffert.

8 Millionen Tonnen Gold, das ist eine Zahl, bei der man begreifen kann, daß wieder und immer wieder Abenteurer angelockt wurden, die wenigstens einen Teil dieses Goldvorrates dem Meere entreißen wollten. Aber alle Versuche waren bisher ziemlich ergebnislos, da es sich im allgemeinen um ein systemloses Herumprobieren handelte, das in der Chemie fast niemals zum Erfolge führt.

Einer unserer besten Chemiker, Professor Haber, hat deshalb mit seinem Mitarbeiter im Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie in Dahlen jahrelange Versuche angestellt, um das Problem des goldhaltigen Meerwassers einwandfrei zu klären. Er berichtet in der Zeitschrift für angewandte Chemie über das Ergebnis seiner jahrelangen Versuche. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß im allgemeinen der Gehalt des Meerwassers an Gold so gering ist, daß die Gewinnungskosten ein Vielfaches des erzielten Wertes betragen würden. Nach den Forschungen von Professor Haber kommt Gold in zwei verschiedenen Formen im Meerwasser vor. Einmal in Verbindung mit Chlor und zum anderen als reines Goldmetall in außerordentlich fein verteilter Form. Um diese beiden Formen aus dem Meerwasser zu gewinnen, benutzte Geheimrat Haber als chemisches Bindemittel Schwefelverbindungen, die sogenannten Polysulfide. Diese gehen zum Teil mit dem Gold eine chemische Verbindung ein, so daß diese Verbindung aus Schwefel und Gold sich als Niederschlag auf dem Boden der Versuchsgefäße ergibt. Aus diesen chemischen Verbindungen konnte man dann leicht die zu messenden Goldmengen gewinnen.

Die ersten Versuche wurden im Laboratorium in Dahlen gemacht, wo man sich ein künstliches Meerwasser geschaffen hatte, indem man Kochsalz und einige Milligramm Goldsalz den Versuchs-Wassermengen zusetzte.

Später, nachdem man im Laboratorium die geschilderte Untersuchungsmethode gefunden hatte, richtete Geheimrat Haber dann ein schwimmendes Laboratorium ein, mit dem man auf dem Meere die Versuche fortsetzte. Nicht weniger als 5000 Untersuchungen des Meerwassers in den einzelnen Gegenden hat man auf diese Weise vorgenommen. Alle diese Versuche ergaben, daß der Goldgehalt des Wassers nicht groß genug sei, um ein aussichtsreiches Verfahren zur Gewinnung des Goldes durchzuführen. Vorläufig also, das heißt beim jetzigen Stande der Wissenschaft, wird der Traum vom Goldschatz im Meere unverwirklicht bleiben. Die Millionen Tonnen Gold, die im Meere lagern, werden für uns unerreichbar sein.

Selbstbezichtigung und Wiedererkennen

Der Streit um die Diebesbeute. — Ein Beitrag zum Kapitel Aussagepsychologie.

Der Tatbestand. Am 1. September 1926 gerieten zwei Diebe bei der Verteilung der Beute in Streit. Ein Dritter kam hinzu und forderte einen von den beiden auf, mit ihm auf die Straße zu gehen. Nach anfänglichem Sträuben leistete jener der Aufforderung Folge und verließ mit diesem Dritten das Lokal. Einige Zeit darauf wurde er durch einen Messerstich tödlich verletzt aufgefunden. Vom Täter keine Spur. Der Getötete hieß Mecklenburg.

Zwei Jahre später lief bei der Staatsanwaltschaft aus dem Zuchthaus Brandenburg das mit vielen Einzelheiten versehene Geständnis des Gefangenen Scheuenpflug ein, aus dem hervorging, daß er es gewesen sei, der am 1. September 1926 Mecklenburg getötet habe. Die Staatsanwaltschaft prüfte diese Selbstbezichtigung nach. Es fand sich ein Zeuge, der bestätigte, Scheuenpflug am fraglichen Abend gesehen zu haben. Es konnte kein Zweifel sein: er war der Täter. — Die Anklage gegen ihn lautete auf Totschlag.

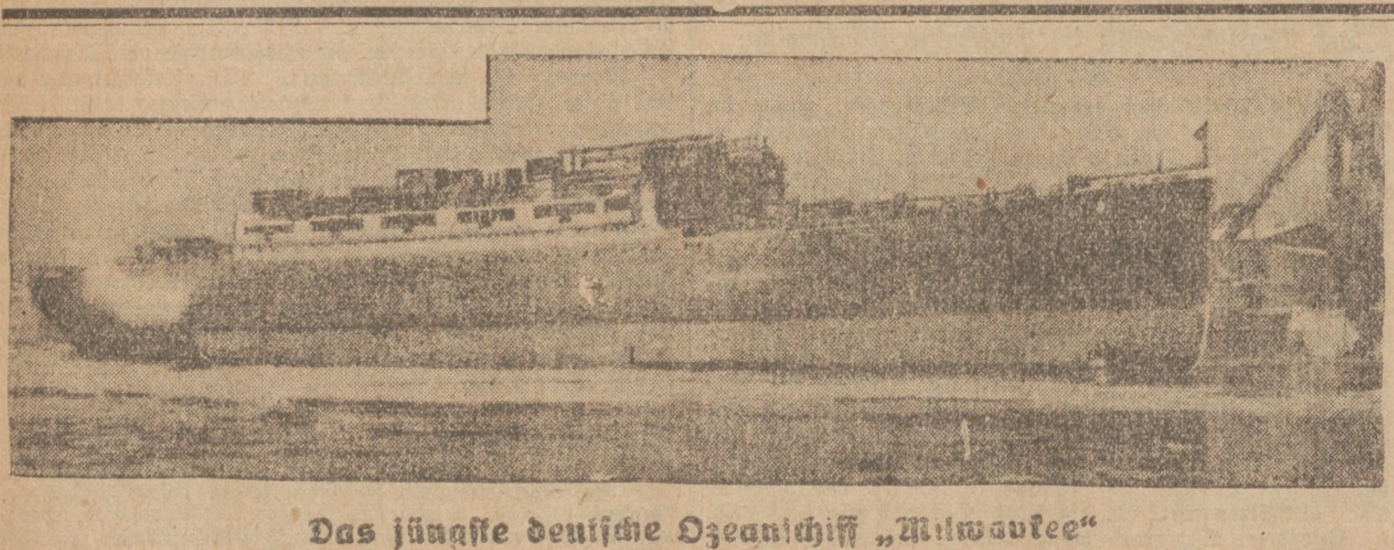
Die Gerichtsverhandlung im Dezember vorigen Jahres nahm eine überraschende Wendung. Schon aus dem Zuchthaus hatte der Angeklagte in einem ausführlichen Schriftsatz an das Gericht sein ursprüngliches Geständnis widerrufen und erklärte, er könne gar nicht der Täter sein; er habe zur fraglichen Zeit eine Strafe im Gefängnis von Oranienburg verbüßt. Diese Behauptung hielt er auch im Gerichtssaal aufrecht; er habe sich selbst bezichtigt aus Aerger gegen sich und gegen die ganze Welt. Ein schnell herbeigeholter Hauptwachtmeister, der im September 1926 in Oranienburg Dienst getan hatte, bestätigte, daß Scheuenpflug tatsächlich zu jener Zeit im Oranienburger Gefängnis gesessen habe — allerdings unter dem Namen Bonnert. Das Gericht vertagte die Verhandlung zwecks weiterer Feststellungen.

Jetzt fand der neue Termin statt. Der Hauptwachtmeister aus der ersten Verhandlung und noch ein zweiter Wachtmeister stellten auf Grund der Ein- und Ausgangsjournale fest, daß ein gewisser Bonnert sich vom 22. August 1926 bis zum 23. September im Oranienburger Gefängnis aufgehalten habe; dieser Bonnert sei mit Scheuenpflug identisch, sie entsinnen sich seiner ganz genau, weil er während der Freistunde aus dem Gefängnis „getürmt" sei.

Der Belastungszeuge, der seinerzeit Scheuenpflugs Selbstbezichtigung bestätigt hatte, erklärte nun, nie mit Bestimmtheit behauptet zu haben, daß dieser der Täter sei, oder daß er ihn am Tatort gesehen habe. Der Angeklagte nannte ihn aber Achtgroschenjunge und drohte, ihm nach Verlassen des Zuchthauses alle Knochen zusammenzuhauen.

An diesem Punkte berührt man die Persönlichkeit dieses eigenartigen Selbstbezichtigers. Nur aus ihr heraus ist sein falsches Geständnis zu begreifen. Der anwesende Sachverständige Dr. Leppmann bezeichnete ihn als schweren Psychopathen, der bereits mehr wie einmal ganz besonders Gefallen daran gefunden habe, sich der schlimmsten Greueltaten zu bezichtigen. Charakteristisch war auch das Verhalten des Angeklagten in der Verhandlung; er hatte gewissermaßen seinen kritischen Tag. Als der Vorsitzende ihm das von ihm unterschriebene Protokoll vorlegen ließ, weigerte er sich anfangs, es anzusehen, riß dann die Seite aus den Akten und zerknüllte sie in seinen Händen. Auf die Anordnung einer Ordnungsstrafe wegen Ungebühr, reagierte er mit den Worten: „Es ist mir sch . . . egal, ob Sie mich bestrafen oder nicht. Einige Augenblicke später gab er gutwillig das zerknüllte Protokoll heraus.

Das Gericht sprach den Angeklagten frei. Der unbedeutende Gerichtsfall ist aber als Beitrag zur Psychologie der Selbstbezichtigung und der Zeugenaussage von größter Bedeutung. Man sollte es nie unterlassen, bei Selbstbezichtigungen dem psychischen Zustande des Selbstbezichtigers Rechnung zu tragen; andererseits wird der Wiedererkennung durch Zeugen noch immer zu wenig Vorsicht entgegengebracht.



Das jüngste deutsche Ozeanschiff „Milwaukee"

Auf der Hamburger Werft von Blohm und Voß lief am Mittwoch das neueste und größte deutsche Passagier-Motor-Schiff „Milwaukee" glatt vom Stapel. Das 17.000 Tonnen große Schiff faßt 1000 Passagiere und wird im Sommer in den Amerika-Dienst der Hapag eingestellt werden. Am Taufakt nahm eine Abordnung der Bürgerschaft der amerikanischen Stadt Milwaukee unter Führung ihres Bürgermeisters Hoan teil. — Seitenansicht des neuen Motorschiffes nach dem Stapellauf.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Freigewerkschaftliche Rundschau

10 Jahre internationale Sozialgesetzgebung

Die internationale Arbeiterklasse hat im allgemeinen wenig Grund zu Freudenfesten. Dessen ungeachtet gibt es in ihrem Kampfe gelegentlich Augenblicke, die festgehalten werden dürfen, und wäre es auch nur, um eingefleischten Pessimisten in den eigenen Reihen zu zeigen, daß die Arbeiterklasse trotz aller Widerstände vorwärtsschreitet. Im Februar 1919, also genau von 10 Jahren, fand die Internationale Gewerkschaftskonferenz in Bern statt. Von wie großer Bedeutung diese internationale Tagung für das Proletariat vieler Länder war, kann heute vielleicht besser ermessen werden als damals. Sicherlich fanden bereits während des Krieges Arbeiterkonferenzen statt, so die Konferenz der Gewerkschaftsführer der Ententeländer vom Jahre 1916 in Leeds, auf der ein von Jouhaux unterbreitetes und für die Friedenskonferenz bestimmtes Programm sozialer Forderungen unterbreitet wurde, ferner, kurze Zeit darnach, im Oktober 1917, eine Konferenz von Vertretern der Gewerkschaftsbewegungen der Mittelmächte in Bern. Erst im Februar 1919 folgte jedoch in der gleichen Stadt die erste wirklich internationale Konferenz der Vertreter aus Böhmen, Bulgarien, Dänemark, Deutschland, Elsaß-Lothringen, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Holland, Italien, Kanada, Norwegen, Oesterreich, Schweden, Schweiz, Spanien und Ungarn beiwohnten. Die Tatsache, daß so bald nach Ende des Weltkrieges aus so vielen Ländern insgesamt 54 Delegierte zusammenkamen, machte die Konferenz zu einem historischen Ereignis. Diese Bedeutung wurde noch dadurch erhöht, daß die Konferenz die Wege für den Wiederaufbau des Internationalen Gewerkschaftsbundes ebnete und die Grundlagen für eine umfassende internationale Sozialgesetzgebung legte.

Vor dem Kriege war der Begriff „internationale Sozialgesetzgebung“ nicht viel mehr als ein leerer Name. Unter dem Druck der Massen hatten allerdings die rein manchesterlichen Auffassungen auf diesem Gebiete in verschiedenen Ländern bereits stark an Einfluß verloren; im allgemeinen stellten sich jedoch die Regierungen noch auf den Standpunkt, daß, wenn irgend möglich, soziale Maßnahmen auf ein Mindestmaß beschränkt werden müssen. Bei dieser Sachlage kamen in der Zeit von 1901 bis zum Kriege außer dem ausgezeichneten dokumentarischen Werk, das damals die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz verrichtete, lediglich zwei internationale Konventionen zustande, das heißt eine betreffend die Abschaffung der Nachtarbeit für Frauen und eine andere betreffend die Verwendung von Phosphor in der Zündholzindustrie.

Die oben genannte internationale Konferenz in Bern gab durch die Aufstellung eines internationalen Programms sozialer Forderungen der Entwicklung der internationalen Sozialgesetzgebung plötzlich einen gewaltigen Anstoß. Dieses Programm, das viel zu ausführlich ist, als daß es hier wiedergegeben werden könnte, legte ein für allemal fest, daß der Ausgleich der nationalen Unterschiede des Arbeiterschutzes durch ein System internationaler Arbeiterschutzgesetzgebung eine dringende Notwendigkeit ist, besonders nach den ungeheuren Umwälzungen und den entsetzlichen Verwüstungen des Krieges. Hierauf folgt dann eine Darlegung des Programmes, wobei festgestellt wird, daß diese in einzelnen Ländern bereits teilweise durchgeführten Mindestforderungen durch den Völkerbund beim Friedensschluß zu internationalem Recht erhoben werden müssen: Verbot der Erwerbstätigkeit von Kindern unter 15 Jahren; sechsstündige tägliche Arbeitszeit für Jugendliche unter 18 Jahren; Verbot ihrer Beschäftigung zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr morgens; maximale 4stündige Arbeitszeit der Frauen am Sonnabend, Verbot der Nachtarbeit für Frauen, 48-Stundenwoche für alle Arbeiter, Koalitionsrecht, internationale Freizügigkeit usw. usw. Es sind alles Forderungen, die seither Gemeingut der ganzen internationalen Arbeiterklasse geworden und in einer Reihe von Ländern wirklich verwesentlicht worden sind.

Ohne Zweifel ist die Berner Konferenz von großem Einfluß gewesen auf die Beratschlagungen der Kommission, die im Jahre 1919 unter dem Vorsitz von Gompers in Paris tagte und die Vorbereitung des Kapitels „Arbeit“ des Friedensvertrages von Versailles zur Aufgabe hatte sowie die ersten Schritte zur Gründung des auch in Bern von den Arbeitern geforderten Internationalen Arbeitsamtes unternahm.

Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß das Internationale Arbeitsamt eine Schöpfung der Arbeiterklasse ist. Dies ist in gewissem Sinne der Fall, wenn auch gesagt werden muß, daß die Berner Forderungen bedeutend weiter gingen. Auf alle Fälle wurde erst durch die Gründung des Internationalen Arbeitsamtes der Weg gebahnt für eine einigermaßen koordinierte internationale Sozialgesetzgebung. Will das nun heißen, daß die Arbeiterklasse alle ihre Hoffnungen auf Genf zu setzen hat? Wenn man sieht, in welchem Schneckengang die in Genf zur Annahme gelangenden Konventionen von den einzelnen Staaten ratifiziert werden, wäre eine solche Einstellung unsinnig. Die Treibkraft ist und bleibt die internationale Arbeiterklasse, ohne deren zähen Kampf in Genf nicht zustandekommt und zustandekommen kann. Und dieser Kampf für internationale Sozialgesetzgebung wird in der heutigen Zeit mit ihrer zunehmenden Rationalisierung und ihren sich folgenden industriellen Revolutionen, immer wichtiger. Denn in allen Ländern werden die Folgen der neuen Produktionsmethoden für die Arbeiter immer spürbarer. Wie schneller die Sozialgesetzgebung einen wirklich internationalen Charakter annimmt, um so hinfälliger werden die Argumente der Arbeitgeber und Regierungen, die immer und überall auf die ungünstigeren Bedingungen in anderen Ländern hinweisen. Vergessen wir in diesem Zusammenhang nicht den gewaltigen Wert und Nutzen der Dokumentationsarbeit des Internationalen Arbeitsamtes. Die sinngemäße Verwendung und Ausnützung dieses Materials seitens der Arbeiterklasse ist eine der wichtigsten Voraussetzungen der Arbeit und des Erfolges auf dem Gebiete der internationalen Sozialgesetzgebung. Trotz der früher zur Ausgabe gelangten Broschüren und Schriften über die Lage der Arbeiterklasse in allen Ländern fehlte doch die Möglichkeit eines wirklich systematischen Vergleichs zwischen den Verhältnissen und Zuständen in den einzelnen Ländern. Das Internationale Arbeitsamt hat in dieser Beziehung ganze Welten für uns erschlossen. Man denke nur z. B. an die soeben erschienene Publikation über die Zwangsarbeit. Die ganze Frage der kolonialen und halbkolonialen Länder erscheint damit in einem ganz neuen Licht. Es werden auf einem Gebiete Zustände aufgedeckt und internationale Vergleiche gezogen, das für die Arbeiterklasse in mancher Hinsicht völlig neu ist. Einer der günstigsten Umstände für die internationale Reaktion und alles, was sich um sie schart, war stets der Umstand, daß es an genauen Angaben und sicheren Berichten über Tatbestände fehlte. Bewaffnet mit dieser Ausrede. konnte ein rücksichtsloses Unternehmertum soziale Maßnahmen jahrelang unmöglich machen. Dieses Argument wird angesichts des nun vorliegenden Materials immer mehr entkräftet werden.

Die Arbeiterklasse hat in den abgelaufenen 10 Jahren auf dem Gebiete der internationalen Sozialgesetzgebung sicherlich lange nicht erreicht, was sie auf Grund der Konstellation im Jahre 1919 eigentlich erwarten durfte. Die Reaktion hat bald darauf wieder ihr Haupt erhoben und ist zur Zeit tätiger als je. Andererseits besteht jedoch auch keine Aussicht, die Maschinerie der internationalen Sozialgesetzgebung stillzulegen oder sie aus der Welt zu schaffen. Sie arbeitet weiter, und die Arbeiterklasse hat durch internationale Solidarität und immer engeren internationalen Zusammenschluß sowie durch die allgemeine Stärkung ihrer Organisationen dafür zu sorgen, daß diese Maschinerie nicht leer läuft.



Zur Reichs-Unfallverhütungswoche

die zur Vermeidung selbstverschuldeter Unfälle — im Betriebe und im Haushalt, in Stadt und Land — erziehen soll. — Oben links: Greife nicht ins laufende Getriebe! — Oben rechts: Schwatzt nicht auf dem Fahrdamm — paßt auf! — Unten links: Mußt du lesen, wenn du das elektrische Bügeleisen eingeschaltet hast? — Unten rechts: Ungeschützte Bodenluken sind Menschenfallen!

Der Internationale Gewerkschaftsbund und die Reparationsfrage

(I. G. B.) In Paris sind die größten Finanzexperten der größten Länder zusammengekommen, um 10 Jahre nach Friedensschluß wieder einmal über die Regelung der Reparationsfrage, d. h. die Liquidierung des Krieges, zu unterhandeln. In diesem Augenblick ist es ohne Zweifel angebracht, an die vom Internationalen Gewerkschaftsbund (I. G. B.) auf diesem Gebiete geleistete Arbeit zu erinnern und zu sagen, daß die meisten der Lösungen, zu denen sich nun die Großmächte allmählich bequemen und bequemen müssen, von der Gewerkschafts-Internationale von allem Anfang an vorgeschlagen und verteidigt wurden. Mit Recht erinnert Jouhaux, Generalsekretär des Französischen Gewerkschaftsbundes und Vizepräsident des I. G. B., in einem der Eröffnung der Expertenkonferenz gewidmeten Artikel an die kurz nach Schluß des Krieges von den deutschen und französischen Gewerkschaften ins Auge gefaßten und durch kurzsichtige und kleingeistige Diplomaten vereitelten Versuche des gemeinsamen Aufbaus der verwüsteten Gebiete, an die Erhebungen des I. G. B. in Ruhr und Saar, den im Jahre 1920 in London zur Besprechung der Finanz- und Wirtschaftsfragen sowie des Reparationsproblems abgehaltenen außerordentlichen Kongreß des I. G. B. sowie die zahllosen Anstrengungen, die von der Internationale in den nachfolgenden 3 Jahren auf diesem Gebiete unternommen wurden: „Diese drei Jahre waren in solchem Maße dieser Aktion gewidmet, daß es unmöglich ist, sich in all ihren Einzelheiten zu rekapitulieren. Man denke an die wiederholten Besprechungen der deutschen und französischen Gewerkschaften in Berlin und Paris, die direkten Schritte des I. G. B., die gemeinsamen Konferenzen des I. G. B. und der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, den Widerstand des I. G. B. gegen die Ruhrbesetzung, das im Jahre 1923 vom I. G. B. an das Sekretariat des Völkerbundes gerichtete Memorandum über die Reparationen usw. Nimmt man diese Denkschrift heute zur Hand, so kann man darin alle Ideen vorfinden, mit deren Verwirklichung man im darauffolgenden Jahre begann und die auch heute wieder in den Vordergrund treten.“

Jouhaux glaubt nicht, daß mit den gegenwärtigen Verhandlungen nun endgültig Klarheit geschaffen wird. Alle mit der ganzen Liquidierung des Krieges verbundenen Fragen tauchen wieder auf: Reparationen, Schulden, Okkupation usw.

„Der Französische Gewerkschaftsbund,“ so sagt Jouhaux zum Schluß, „wird sich weiterhin für die Anstrengungen interessieren, die der I. G. B. ev. einzuleiten hat, wenn vielleicht von der zum Vorschlag gelangenden Regelung Arbeits- und Existenzbedingungen der Arbeiter in Mitleidenschaft gezogen werden. Dies gilt besonders im Hinblick auf die Frage der Sachlieferungen, die man heute aus leicht verständlichen Gründen in Vergessenheit geraten lassen möchte. Sagen wir schon jetzt, daß wir uns gegen solche, gegen Sachlieferungen gerichtete, Bestrebungen wenden werden!“

Die engl. Unternehmerorganisationen und die Frage des Wirtschaftsfriedens

Die beiden großen Spitzenorganisationen der englischen Unternehmer, die „National Confederation of Employers' Organisation“ die sich vorwiegend mit Arbeitsfragen befaßt, und die „Federation ofm British Industries“, zu deren speziellen Arbeitsgebiet die Handels- und Wirtschaftsfragen im allgemeinen gehören, haben die von der Industriellengruppe um Lord Melchett und dem Generalrat des Britischen Gewerkschaftsbundes (T. U. C.) in der sog. Mond-Turner-Konferenz ausgearbeiteten Berichte und Vorschläge zurückgewiesen und eine direkte Konferenz mit dem Generalrat des T. U. C. zur Besprechung von Fragen „gemeinsamen Interesses für die britische Industrie“ vorgeschlagen. In dem diesbezüglichen Brief, der gemeinsam von den beiden Unternehmerorganisationen an den Britischen Gewerkschaftsbund und die Unternehmergruppe der Mond-Turner-Konferenz gerichtet ist, wird wohl auf die Wichtigkeit der Förderung des Wirtschaftsfriedens usw. hingewiesen, die Tatsache jedoch, daß die mit viel Umsicht geleisteten Vorarbeiten der Mond-Turner-Konferenz, der prinzipielle Erklärungen in Sachen der Gewerkschaftsfreiheit, der Frage der Maßregelungen, der Vermeidung von Konflikten, der Nationalisierung usw. zugrundelagen, auf diese Weise rückgängigkeit dieses Bekenntnisses berechtigten Zweifel zu. Der Generalrat des T. U. C. wird demnächst Gelegenheit haben, in einer Sitzung zu der neuen Sachlage Stellung zu nehmen.

Unterdessen mag ein von Benn Tillett, dem Vorsitzenden des T. U. C., dem „Daily Herald“ erteiltes Interview als Kommentar von zuständiger Seite wiedergegeben werden: „Der Brief gibt keine Hoffnung auf eine befriedigende Besprechung oder Lösung unserer gegenwärtigen Wirtschaftsprobleme; er bietet keine vorteilhaften Bedingungen für eine wirtschaftliche Zusammenarbeit.“

Er kommt einem Versuch gleich, die während mehr als einem Jahre so erfolgreich geführten Verhandlungen lächerlich zu machen. Er bedeutet die Zurückweisung der vom letzten Gewerkschaftskongreß mit so großer Mehrheit beschlossenen Geste.“

Der „Daily Herald“ bemerkt in einem Leitartikel zu der durch den Brief geschaffenen Sachlage: „Mit ihrem Entschluß haben die organisierten Unternehmer gezeigt, wie mächtig Opposition und Verständnislosigkeit in ihrer Exekutive sind. Mit ihrer Ablehnung der Gründung eines naionalen Wirtschaftsrates und ihrer feindseligen Einstellung zum Bericht der Mond-Turner-Konferenz haben sie höchst kurzsichtig gehandelt. Wieder einmal haben sie, wie die Bourbonen, bewiesen, daß sie unfähig sind, irgend etwas zu lernen“.

Die Unternehmer Jugoslawiens gegen die Sozialgesetzgebung

Daß die Unternehmer Sozialgesetze nur so lange gelten lassen, als es eben im Hinblick auf die nationale oder internationale Gesamtlage nicht anders geht, zeigen die Arbeitgeberorganisationen Jugoslawiens, die dieser Tage eine Denkschrift veröffentlichten, in der sie sich nicht nur äußerst dilettantischer Weise über die Wirtschaftslage und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten aussprechen, sondern u. a. auch kurzerhand die Aufhebung der Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetze verlangen. Der Jugoslawische Gewerkschaftsbund hat darauf in einem wohlüberlegten Presseberícht geantwortet, in dem auf die Oberflächlichkeit der Wirtschaftsbetrachtung der Unternehmer — die z. B. die 80 Prozent der Bevölkerung umfassende Landwirtschaft einfach unberücksichtigt lassen — hingewiesen und anhand zuverlässiger Zahlen die eigentliche Sachlage und die tatsächlichen wirtschaftlichen Notwendigkeiten geschildert werden.

Schlichtungsfrage und Kollektiv-v.rtragsrecht

Der französische Arbeitsminister Loucheur legte dieser Tage in einer Regierungskommission die Gründe dar, die ihn im Zusammenhang mit den großen Streiks der letzten Zeit zur Unterbreitung des Gesetzentwurfes betr. das obligatorische Schlichtungsverfahren veranlaßten. Die Kommission und der Minister erklärten sich mit der Intervention des die Interessen der Arbeitnehmer vertretenden Genossen Lafaye einverstanden, der alle Bestimmungen ausmerzen soll, die auch nur im entferntesten den Anschein erwecken könnten, als ob damit irgendwie das Streikrecht in Gefahr gebracht werden könnte. Das Gesetz soll nur Bestimmungen umfassen, die das Prinzip der obligatorischen Einleitung von Schlichtungsverhandlungen im Konfliktsfalle betreffen. Lafaye wußte ferner von Arbeitsminister Loucheur und der Kommission die Zusicherung zu erhalten, daß die durch die Präfekten zu ernennenden Mitglieder der Schlichtungskommissionen unter den Arbeitsinspektoren, den Mitgliedern der Departements-Arbeitskommissionen und in gleicher Zahl aus den Organisationen der Arbeiter und Unternehmer gewährt werden sollen. Abschließend hat Lafaye auf die Wichtigkeit der Kodifizierung aller die Beziehungen zwischen Arbeitern und Unternehmern betreffenden Verordnungen in einem Gesetz betr. den Kollektivvertrag hingewiesen.

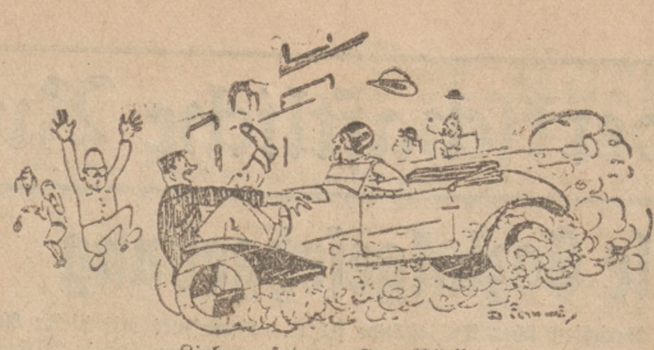
Arbeitslosenstatistik in den U. S. A.

Da es in den Vereinigten Staaten keine staatliche Arbeitslosenstatistik gibt, sind die Angaben — auch von offizieller Seite — über die Arbeitslosigkeit im allgemeinen sehr widersprechend. Es ist deshalb zu begrüßen, daß von zuständiger Seite Schritte unternommen werden, um womöglich bei der Volkszählung des Jahres 1930 Fragen betr. die Arbeitslosigkeit zu berücksichtigen. Selbst in den U. S. A. betrachtet man das Arbeitslosenproblem immer mehr als eine Frage, die sich wohl lokal am sichtbarsten auswirkt, jedoch vorwiegend eine Sache des Staates ist. Stewart, der Kommissär für Arbeitsstatistik, der sich speziell mit der Angelegenheit befaßt, geht sogar weiter und sagt, daß es nicht nur eine nationale Angelegenheit sei, da die Arbeitslosigkeit die ganze wirtschaftliche Kraft eines Landes und damit den Handel zwischen den einzelnen Staaten beeinträchtige: „Man geht nach meiner Ansicht nicht weit genug, wenn man die Frage lokal oder national betrachtet. Die Arbeitslosigkeit ist ein Weltproblem!"

Vermischte Nachrichten

Ein merkwürdiger Unglücksfall.

Einer der merkwürdigsten Unglücksfälle, die in den Chroniken der amerikanischen Staatsbahnen verzeichnet sind, hat sich einmal im Staate Colorado ereignet. Der Führer eines Lastzuges, der Rohholz transportierte, sah plötzlich während der Fahrt in einer Entfernung von etwa 200 Meter ein großes Etwas über den Schienen liegen, dessen Beschaffenheit er nicht zu erkennen vermochte. In der Annahme, daß es sich um ein für den Zug gefährliches Hindernis handeln könnte, brachte er den Zug mehrere Meter vor der betreffenden Stelle zum Halten und sah nun, als er mit seinen Arbeitsgenossen die Lokomotive verlassen hatte, zu seinem größten Erstaunen, daß das Hindernis nichts anderes war, als ein ungeheuer großer Zug von Raupen, der sich aus Milliarden und Milliarden von Tieren zusammensetzen mußte. In einer Breite von fast drei Metern wälte sich der Zug, einen halben Meter hoch, von einem benachborten Felde her über das Geleise und verschwand in einem Gehölz auf der anderen Seite des Bahndammes. Weder der Anfang noch das Ende der gewaltigen Armee war abzusehen. Eine halbe Stunde lang beobachteten die Leute das sonderbare Naturschauspiel, dann entschlossen sie sich endlich, einfach durch die krabbelnde Masse durchzufahren. Wie gesagt, so getan. Aber kaum hatte die Lokomotive über die halbe Breite des lebendigen Flusses gesetzt, als die Räder auf dem glitschigen Brei die Fühlung mit dem Gleis verloren und den ganzen Zug zum Sturz brachten, wobei der erste Heizer und der Lokomotivführer nicht unerheblich verwundet wurden. Wie später festgestellt wurde, handelte es sich um Raupen des Prozessionsspinners, die, wie schon ihr Name sagt, in langen Zügen über Land ziehen und ganze Gebietsteile kahlfressen. Eine Prozession von solcher Länge — dieser Zug war acht Kilometer lang und enthielt nach einer beiläufigen Schätzung zehn Billionen Tiere — gehört allerdings zu den außergewöhnlichen Seltenheiten.



Liebe auf den ersten Blick!

(Humorist.)

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, 5. März, findet um 8 Uhr, zum letzten Male der „Fragekasten" statt. Also, Genossen und Genossinnen, wenn ihr noch etwas auf dem Herzen habt, herunter damit.

Versammlungskalender

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei in Polen Frauengruppen „Arbeiterwohlfahrt"

An die Ortsvereine der D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt" des Bezirks Oberschlesien.

Parteigenossen und Genossinnen!

Zwecks einheitlicher Beschlußfassung zum Vereinigungsparteitag, beruft der Bezirk Oberschlesien der D. S. A. P. und der Frauengruppen „Arbeiterwohlfahrt" für Sonntag, den 3. März, vormittags 9 Uhr, nach dem Saal des Volkshauses Königshütte eine

Bezirkskonferenz

mit folgender

Tagesordnung

ein:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes und Kassierers, Referenten Genossen Kowoll und Matzke.
2. Diskussion.
3. Die politische Lage. Referent Genosse Kowoll.
4. Stellungnahme zum Vereinigungsparteitag in Lodz und dem Sitz des Parteivorstandes, Referent Genosse Peschka.
5. Diskussion.
6. Organisation und Presse. Referent Genosse Gorny.
7. Anträge und Verschiedenes.

Ueber die Art der Beschickung der Konferenz sind den Ortsvereinen und Vertrauensleuten nähere Informationen durch das letzte Rundschreiben zugegangen, welches wir besonders zu beachten bitten.

Mit sozialistischem Gruß

Für den Bezirksvorstand:
Johann Kowoll.

Kattowitz. (Freidenker.) Am Sonntag, den 3. März, nachmittags 3 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels unsere Mitgliederversammlung statt.

Hubertushütte. Die Mitgliederversammlung des D. M. V. findet Sonntag, den 3. März, vormittags 10 Uhr, bei Herrn Brachmainski statt. Das Mitgliedsbuch legitimiert. Wir bitten alle unsere Kollegen, da wichtige Punkte zur Beratung stehen, recht zahlreich zu erscheinen.

Myslowitz. DSAP. Die Ortsgruppe hält am Sonntag, den 3. März, vormittags 10 Uhr, im Restaurant Chylinski, ihre Vorstandssitzung ab. Nachmittags 3 Uhr findet Mitgliederversammlung statt. Um vollzähliges Erscheinen wird gebeten, da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen. Um 5 Uhr daraus anschließend Gesang. Sämtliche Sangesbrüder und Sangesschwestern bitten wir teilzunehmen.

Deutsche Theatergemeinde

für Polnisch-Schlesien
Stadttheater Katowice
Telefon 1647

Montag, den 4. März, nachm. 4½ Uhr:
Schülervorstellung! Ermäßigte Preise!
Nathan der Weise
Dramatisches Gedicht von G. E. Lessing.

Montag, den 4. März, abends 8 Uhr:
Letzte Gastspielvorstellung der Tegernseer Bauernbühne!
Der siebente Bua
Schwank mit Tanz und Schuhplattler in 3 Akten von Neal und Ferner.

Donnerstag, den 7. März, abends 8 Uhr:
Vorkaufsrecht für Abonnenten!
Friederike
Operette von Lehar.

Montag, den 11. März, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!
Olympia
Lustspiel von Molnar.

Donnerstag, den 14. März, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!
Kaspar Hauser
Schauspiel von Erich Ebermayer.

Montag, den 18. März, nachm. 4½ Uhr:
Kindervorstellung!
Peterchens Mondfahrt
Märchen mit Musik und Tanz.

Donnerstag, den 21. März, abends 8 Uhr:
Kein Vorkaufsrecht für Abonnenten!
Die Herzogin von Chicago
Operette von Kalman.

Montag, den 25. März, abends 8 Uhr:
Abonnementsvorstellung u. freier Kartenverkauf!
Die Ratten
Schauspiel von Gerhard Hauptmann.